Paed.
143
(2

Bibliothek Regensburg
Paed 1493 II

~~III. 192.~~

Paedag 143. II

C

Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen.

Zweites und letztes Bändchen.

Von

J. A. C. Löhr.

Von der Kreisbibliothek Regensburg
II
Paed. 143/II

Frankfurt am Main
bei Philipp Heinrich Guilhauman.
1802.

Es hat mich sehr gefreuet, daß der erste Theil dieser Plaudereien den Beifall der Kinder und ihrer sachverständigen Freunde und Erzieher gefunden hat. Ohne diesen Umstand würde ich den Aufforderungen, welche wegen der Fortsetzung von verschiedenen Seiten her an mich ergangen sind, nicht haben nachgeben können.

Die Befürchtung, die man über die Länge einiger Erzählungen im ersten Theil hatte, hatte ich schon vor der Ausarbeitung: allein ich habe gefunden, daß man ganz kleine Bücher, die nur aus einer Geschichte bestanden, nicht für zu lang hielt, und daß die Länge selbst das Reitzungsmittel zum Fortlesen wird, wenn nur sonst die Erzählung gefällt — Die Erfahrungen, die ich habe, sind

wenigstens nicht gegen mich, und darum kommen auch in diesem Bändchen, einige längere Erzählungen vor. Es wird mir sehr angenehm seyn, wenn dasselbe die nämliche gute Aufnahme findet, wie das erste, da es den nämlichen Zweck hat.

Ludwig und Lotte.

Der muntere Ludwig war nie fröhlicher, als wenn er Pferd und Reuter spielen konnte. Bald mußte der Vater, bald die Mutter sein Pferd seyn, und er war der Reuter. Aber Vater und Mutter hatten nicht Zeit, so oft mit dem kleinen Knaben zu spielen, als er gerne gewollt hätte.

Ludwig wandte sich an seine Schwestern. "Willst du mein Pferd seyn?" fragte er Helenen. "Ich kann nicht," antwortete Helene gewöhnlich, "ich habe zu thun; — ich muß in den Garten; — oder: geh doch lieber zu Friederiken!"

"Sey ein Bischen mein Pferd, liebes Rickchen," bittet Ludwig; "ich will auch wieder dein Pferd seyn!" — "Du hast auch nichts als Pferd im Kopfe, antwortete Friederike etwas unfreundlich; warte bis nachher, dann will ich mit dir spielen; jetzt habe ich keine Lust."

"Komm, Ludwig! komm! ich will dein Pferd seyn!" rief fast immer die gefällige Lotte, wenn ihn die beiden Schwestern abgewiesen hatten.

Ludwig faßte sie vergnügt hinten beim Rocke, und nun gieng es rings in der Stube herum: "hopp, hopp, brr! — steh, Pferdchen, steh!

Bald ist es ein böses Pferd, das hinten ausschlägt, sich bäumt, mit dem Hufen stampft, und sich nicht bändigen lassen will. Dann klatscht aber die Fliegenklatsche, welche die Peitsche vorstellt, ganz gewaltig auf das wilde Pferd. Bald ist es ein gutes, folgsames Pferd, es geht und steht, wie der Reuter es haben will; dann wird es gestreichelt, es wird ihm Heu und Hafer gegeben. Ist es lange genug gegangen, so wird es in den Stall geführt, und das Spiel ist aus.

So spielte Lotte so oft mit dem kleinen Bruder, als sie nur konnte.

"Wo ist meine Lotte?" fragte Ludwig, wenn er nach dem Aufstehen in die Stube kam, und dieselbe nicht gleich gegenwärtig war. Er fragte gewöhnlich nur nach Lotten, er begleitete sie in den Garten, er nahm sein Stühlchen,

und setzte sich neben sie, wenn sie zu thun hatte, und er holte ihr alles herbey, was sie ihm auftrug. Hatte er Kuchen und andere Näschereien, so gab er zwar allen, aber Lotte bekam zuerst.

Lotte war dem kleinen Knaben unter den Schwestern die liebste. Aber, sagt doch, woher kam das?

Die neue Mütze.

„Was lacht ihr kleinen Menschen denn so gewaltig?" fragt der Vater Bergfeld.

Es war noch ganz frühe, da er in die Stube seiner Familie trat. Bei seinem Eintritt fingen die Kleinen laut an zu lachen, und selbst die Mutter lächelte ein wenig.

"Was lacht ihr denn?" fragt der Vater, und niemand antwortet ihm darauf.

"Sieh nur deine beiden Mützen an," sagt zuletzt die Mutter, "du siehst wirklich possierlich darinnen aus."

"Beiden Mützen?" spricht verwundernd der Vater; "wie käme ich denn zu zwei Mützen?"

Der Vater sieht in den Spiegel. Richtig; er hat zwei Mützen auf dem Kopfe.

"Sieh doch, sagte der Vater, das ist wirklich possierlich! Wie ich aufwache, liegt eine Mütze auf meinem Bette; ich denke, es ist meine Schlafmütze, die mir des Nachts vom Kopfe gefallen ist, und da habe ich denn diese halb schlaftrunken auch noch aufgesetzt.

Der Vater setzt die oberste Mütze ab; — er verwundert sich aufs neue. — „Was ist das? sagt er; das ist ja eine gestrickte Mütze; wo kommt diese her? Ich habe doch keine gestrickten Mützen?

„Rathe nur,“ antwortet die Mutter. „Ja rufen die Kleinen, du mußt rathen Vater, du mußt rathen!“

Der Vater rathet, und rathet, und trift es nicht. Das macht den Kleinen vielen Spas. Sie kickern und flüstern zusammen.

Die kleine Fieke kann sich endlich nicht länger mehr enthalten. „Weißt du denn nicht, Vater, daß heute dein Geburtstag ist? sagt sie. Die Mütze hat die Karoline gestrickt.“

Karoline hatte die Mütze mit vielem Fleiß gestrickt; sie hatte dieselbe heimlich im Garten gebleicht; heute hatte sie sich recht frühe wekken lassen; sie hatte sich ans Bette des Vaters geschlichen, und hatte ihm die Mütze hingelegt. Dann hatte sie ihre Geschwister geweckt, damit sie alle schon fertig wären, wenn der Vater aufstünde.

Der Vater dankt Karolinen freundlich. „Da machst du mir eine große Freude, sagt er; —

und ihr andern auch, weil ihr um meinetwillen so früh aufgestanden seyd!"

Mutter und Kinder drängen sich an den Vater an. Sie wünschen ihm alle Glück, sie umarmen, sie drücken, sie küssen ihn.

„Wenn ich erst so groß bin, wie Karoline, sagt die kleine Fieke, dann sollst du noch eine bessere Mütze haben!"

Fast den ganzen Vormittag ging und arbeitete der Vater in der neuen Mütze, und wenn ihn die Kinder ansahen, da freuten sie sich, und lachten.

Das verlohrne Kind.

Herrn Bergheims Kinder saßen alle in der Stube und arbeiteten, als der Vater in einem seltsamen Aufzuge in die Stube trat. Er hatte nämlich den Kindermantel umgehängt, und schien in dem Mantel etwas zu haben.

Die Kinder sahen den Vater groß an. „Was willst du denn mit dem Mantel?“ fragten die Kinder; „willst du uns etwa ein Bischen herumtragen?“ setzt die muthwillige Henriette hinzu.

„O ich habe schon zu tragen,“ antwortete der Vater; ich habe ein armes kleines Kind im Mantel, das seine schlechte Mutter verlassen hat. Sie muß eine recht gottlose Mutter seyn. Seit zwei Tagen ist das arme Kind da, und sie bekümmert sich gar nicht um dasselbe, und fragt nicht, ob es hungert oder dürstet, ob es schreit oder ruhig ist. — Was soll ich machen; ich muß mich doch des armen Dinges annehmen, und da will ich es nun ein wenig herumtragen.“

Die Kinder wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Sie bemerken doch kein Kind in dem Mantel, und haben auch nichts davon gehört, daß seit zwei Tagen ein Kind im Hause sey.

„Weise uns doch das Kind einmal, Vater;“ sagt das Jüngste unter den Kindern, die neugierige Agnese.

Der Vater schlägt den Mantel zurück; die Kinder fangen laut an zu lachen, „Das ist ja, rufen sie, Karolinen ihr Püppchen.“

„Hat sie es nicht zu ihrem Kinde angenommen?“ antwortete der Vater, „und hat sie es nicht wie ein Kind herumgetragen, gefüttert und gewiegt. Und nun läßt sie es zwei Tage auf meiner Stube liegen? Thut das eine ordentliche Mutter? — Gehören eure kleinen Kinder auf meine Stube?“

Karoline wurde ein ganz klein wenig roth, indessen die andern lachten.

„Vater, sagte Karoline, gib mir mein Kind wieder!“

„Wiedergeben?“ antwortete dieser; „das weiß ich noch nicht — es ist mein Fündling; und in einigen Tagen fände ich es doch wohl

wieder auf meiner Stube — — lieber behalte ich es gleich.“

„Du sollst es gewiß nicht wieder auf deiner Stube finden,“ sagte Karoline; und „Ja Vater, gib es ihr wieder!“ baten und riefen ihre Geschwister.

Unter dem Versprechen, das Puppenkind ordentlich zu besorgen, gab der Vater dasselbe zurück. Seit dieser Zeit hat er es nie wieder auf seiner Stube gefunden.

Albertine und die Brüder.

Im Gartenhause sitzt Albertine und näht, und ihre beiden jüngsten Geschwister, Franz und Otto, spielen indessen im Garten, und stellen allerlei Thiere vor, Hahn und Henne, Hund und Pferd.

Jetzt kommen die Kleinen ans Gartenhaus. Kuick! kuick, schrien sie. „Nun sind wir kleine Kufschweinchen."

Ja! ja, antwortet Albertine, da habt ihr Recht; die Mutter sagt das auch; ihr seht wirklich zuweilen wie die Ferkelchen aus."

„O pfui! spricht Franz, wir sinds ja nicht, wir thun nur so; — aber du mußt uns auch füttern!

So? sagt Albertine; da ists ja gut, daß ich gerade Futter habe, damit will ich euch denn in den Stall locken.

Albertine nimmt ein kleines Körbchen, das neben ihr steht. Sie hat einige Pflaumen darinnen, die ihr die Mutter zum Vesperbrode gegeben hatte.

„Kommt, Kuschchen, kommt!“ ruft sie, hält das Körbchen auf den Rücken, und läuft zwei- oder dreimal den Garten auf und ab, die Kleinen folgen ihr nach, holen sich eine Pflaume nach der andern, bis sie sie alle genommen haben, lachen, und schreien mitunter: kuick! kuick!

Albertine geht wieder ins Gartenhaus, und die Kinder setzen sich unter einen Baum, und essen die Pflaumen.

Die Pflaumen sind bald von ihnen verzehrt; nun kommen sie wieder, stellen sich wieder ans Gartenhaus, und warten, ob Albertine nicht mit dem Körbchen wieder hinauskommt.

Sie kommt nicht. „Kuick, kuick!“ schreien nun die Kleinen ganz leise.

Albertine nimmt das ledige Körbchen, und hält es ihnen hin. „O, nicht gut! sagt Otto; du hast nichts mehr! Aber wenn du wieder Pflaumen hast, nicht wahr, da kommen wir wieder?“

„Ja, da kommt wieder! spricht die Schwester, und ich füttere euch dann!“

Die Pfirschen.

„Nimm sie doch, die Pfirschen!“ nimm sie doch, liebes Minchen! — Sieh, wie schön sie sind.“ So sagte Nannette zu Minchen, ihrer kleinen Schwester.

„Ich mag nicht;“ antwortete die Kleine, und machte ein saures Gesicht.

Nannette war auf einen Tag verreißt gewesen, und Minchen hatte sie gebeten, ja Weintrauben mitzubringen. Weintrauben aß die Kleine sehr gerne. Nannette hatte es versprochen, wenn anders Weintrauben zu haben wären. Aber Nannette hatte keine Weintrauben bekommen; sie waren in diesem Jahre sehr selten. Dagegen brachte sie sechs ausgesuchte schöne Pfirschen.

Minchen wurde verdrießlich, wie sie sahe, daß ihr Nannette nur Pfirschen mitgebracht hatte. Nannette redete ihr zu: „koste sie nur, sagte sie, sie sind sehr schön!“ Aber Minchen steckte die Hände auf den Rücken, und sagte sehr kurz, „ich mag nicht!“ und blieb dabei; „ich mag nicht!“

„Es thut mir leid, sagte Nannette, daß ich keine Weintrauben bekommen konnte; aber da kann ich dir nun nicht helfen:“ und stellte die Pfirschen auf einen hohen Schrank. — Minchen sahe sie gleichgültig an, und da es ohnedieß Abend war, legte sie sich bald zu Bette, und sagte kaum zu Nannetten: „gute Nacht!“

Freundlich kam Minchen am Morgen darauf in die Stube; der Verdruß von gestern war verschlafen, und die Pfirschen, die sie gestern verschmäht hatte, würden heute, wie sie meinte, recht gut schmecken. Aber sie schämte sich die Pfirschen zu fordern, und doch bot sie ihr heute niemand mehr an.

Minchen sahe verlangend nach den Pfirschen. Da standen die lieblichen Früchte nach der Reihe auf dem hohen Schranke, alle so roth und so schön! — Sie stellte sich den Pfirschen gegenüber, sie betrachtete dieselben; aber Nannette bot sie ihr nicht an!

Ein Weilchen hielt es Minchen aus; aber dann bat sie stotternd, und hochroth die ältere Schwester um die Pfirschen.

„Gib mir, sagte sie, heute die Pfirschen, liebe Nannette!“

„Ich mag nicht“ antwortete Nannette, und that so verdrießlich, wie Minchen gestern that.

Die Kleine war sehr niedergeschlagen; bald sahe sie die Schwester, bald die Pfirschen an. — Jetzt gieng sie zur Mutter.

Mutter, sagte sie, hole mir eine von den Pfirschen herunter! — „Wie darf ich denn, Kind? antwortete die Mutter; du weißt ja, wem sie gehören!“

Minchen schlich betrübt fort. Sie setzte sich auf einen Stuhl, nicht weit von Nannetten, und sieht die Pfirschen, und sieht die Schwester traurig an, und ein Paar Thränen wollten aus den feuchten Augen eben hervorbrechen.

„So komm denn nur;“ spricht Nannette, nimmt die Kleine auf den Arm, und hebt sie in die Höhe — „Da! sagt sie „nimm sie dir alle!“

Die trüben, feuchten Augen werden auf einmal helle; die Kleine greift nach den Pfirschen, und liebkost ihre Schwester.

„Vergiß es nur, liebe Nannette, bittet sie, daß ich gestern so dumm that!"

„Ja!" antwortet Nannette, und drückt die Kleine an sich; und die Pfirschen schmeckten nun eben so gut, als wären sie Weintrauben gewesen.

Das neue Kleid.

„Zieh mir mein weißes neues Kleidchen an, Mutter; ja das neue Kleidchen mußt du mir anziehen!“ bittet die kleine Amalie ihre Mutter.

„Es geht nicht;“ sagt die Mutter. „Du machst das Kleid schmutzig, oder zerreißest es wohl gar; solche Kleider hebt man auf, und schont sie, damit man desto ordentlicher gehen kann, wo es nöthig ist. Wenn du das Kleid beschmutzt hast, so kann ich dich ja nirgends mit hinnehmen, bis es nicht wieder gewaschen ist!“

Die Kleine hört nicht auf zu bitten. Sie verspricht sich in Acht zu nehmen; es soll nichts an dem Kleide beschmutzt werden; kein Fleckchen soll hineinkommen! „Glaube mir nur, Mutter,“ spricht sie; „du sollst es sehen!“

„Ich will es denn sehen,“ antwortet die Mutter, und zieht ihr das neue Kleidchen an.

Ein Paar Stunden nimmt sich Amalie in Acht. Aber dann vergißt sie das Kleid, welches sie anhat, mit ihrem Versprechen zugleich. Sie spielt; was ihr gefällt; sie geht, wohin sie Lust hat, ohne das Kleid zu schonen. Am Abend ist das Kleid beschmutzt; der Rand ist rings umher

erdgrau, und überall sind schwarze und rothe und gelbe Flecken darauf.

Das Kleid ward ausgezogen — Amalie denkt nicht daran, daß es Flecken hat; — die Mutter sagt nichts.

Nach einigen Tagen bekommt die Mutter eine Einladung von einer Freundin — sie soll Amalien mitbringen. Amalie freut sich — Amalie hüpft und tanzt vor Freuden.

Das neue Kleid wird geholt; die Mutter besieht es. „Soll ich dich wirklich fragt sie, in diesem Kleide mitnehmen? Da sieh! Hier Kirschflecken, dort Flecken von Butterbrod: — da den Schmutz von unreinen Fingern, und hier der Rand! Soll ich dich wirklich so mitnehmen?" —

Amalie schlägt die Augen nieder; Amalie bittet. — Aber in diesem Kleide sie mitzunehmen, war doch unmöglich, und ein anders war zum Unglücke nicht gewaschen.

Amalie muß zu Hause bleiben. Mit allen ihren Thränen, und mit allen Klagen, konnte nichts geändert werden. — Die Flecken blieben im Kleide, und der Nachmittag, an welchem sie allein war, wollte gar kein Ende nehmen!

Die Aprikosen.

Emilie hatte einen Groschen von der Mutter bekommen, sich Aprikosen zu kaufen. „Die sollen mir schmecken!“ ruft Emilie, und sucht sich ein Körbchen.

Sie hängt das Körbchen an den Arm, und hüpft frölich damit zu der Obsthändlerin, die nicht weit von ihrem Hause saß.

Vor der Bude der Obsthändlerin steht eine Frau mit ihrem Kinde, und besieht sich die Birnen, und kauft einige, um, wie sie sagt, ein Mittagsessen daraus zu kochen. Ihr Kind steht dicht neben ihr, und sieht mit sehnsuchtsvollen Augen die schönen gelben Aprikosen an, welche die Obsthändlerin in ihren schönsten Korb gelegt hatte.

Das Kind zupft die Mutter heimlich und leise an dem Rock, sieht die Mutter bittend an, und zeigt mit einem Finger auf die Aprikosen. Die Mutter sieht ihr Kind wieder an, und zuckt die Achseln. „Sie sind zu theuer für uns!“

sagt die Mutter zu dem Kinde. „Nur eine! liebe Mutter;" sagt das Kind leise und bittend.

Die Mutter sucht in allen Taschen, und Emilie merkt wohl, daß die arme Frau dem Kinde gern eine Aprikose gekauft hätte, aber kein Geld mehr haben mochte, denn die Frau suchte, und fand nichts. Emilie hatte sich indessen Aprikosen in ihr Körbchen geben lassen, und jede Aprikose, die die Obsthändlerin in Emiliens Körbchen legte, verfolgte das kleine Mädchen mit grossen Augen. Emilie sahe das wohl, und es dauerte sie.

„Hast du nichts gefunden?" fragte das Mädchen jetzt die Mutter ganz traurig, und die Mutter antwortete mit einem Kopfschütteln.

Eben will die Mutter mit dem Kinde fortgehen. Sie nimmt das Kind an die Hand, welches mit zurückgewandtem Gesicht noch nach den Aprikosen sieht, und greift mit der andern Hand nach dem Korbe, in welchem die Birnen wären, die sie gekauft hatte.

Indem die Frau nach dem Korbe greift, nimmt Emilie hastig ihre Aprikosen, und schüt-

tet sie in den Korb der Frau. „Iß die!“ sagt Emilie, und eilt schnell davon.

Die Mutter kann vor Erstaunen, und das Kind vor Freuden nichts sagen, und wie sie danken wollen, ist Emilie längst fort.

Luisens Ausgang.

Vier Wochen hatte die arme Luise krank gelegen, und erst seit zwei Tagen durfte sie ausser dem Bette seyn.

Heute sollte das Kind, nach den langen vier Wochen zum Erstenmal wieder in den Garten; — der Tag war heiter, und die Luft warm und mild.

Von ihren Eltern geführt, geht sie matt und langsam dem Garten zu; aber sie ist auch traurig und stille.

„Warum so stille, Kind?" fragt die Mutter. „Du hast ja so lange dich nach dem Garten gesehnt, und freust dich doch jetzt nicht?"

„Mutter, ich kann nicht!" antwortet Luise. „Ach meine schönen Levkoien und Nelken werden wohl alle hin seyn! Es hat sie ja keiner gewartet!"

Das Kind kömmt in den Garten, kömmt an ihr Beet, und erstaunt, und freut sich. Das Beet ist so rein von allem Unkraut; die Nelken und die Levkoien stehn in voller Blüthe und die

erstern sind an kleine Stäbe sorgfältig aufgebunden; kein Pflänzchen ist vertrocknet, keins ist eingegangen; man sieht es noch, daß sie behackt und begossen sind!

„O ihr schönen Blumen! ruft Luise; wer hat euch gewartet?" — Sie sieht den Vater an und die Mutter. — Vater und Mutter lächeln.

„Vater, Du?" fragt das Kind. „Der Vater sagt „Nein!"

„Aber Du, Mutter?" — „Auch nicht!" antwortet sie.

Aber nicht weit von ihr, steht Wilhelm, Luisens Bruder; seine Augen glänzen vor Freude, und sein Entzücken kann er nicht verbergen. Luise sieht ihn an. „O nun weiß ich, ruft sie, wer meine Blumen gewartet hat; nun weiß ichs! Lieber Gärtner!" sagte sie, und fällt dem Bruder in die Arme.

Seit diesem Tage wartete Wilhelm Luisens Blumen immer so sorgsam, als wärens die seinen; und seit dieser Zeit gab Luise immer die schönsten Blumen des Beetes dem Bruder!

Das verlohrne Minchen.

„Mutter, mein Minchen ist weg!“ klagte Lorchen, und war sehr betrübt.

Minchen war Lorchens Püppchen. Ueberall hatte das Kind die Puppe gesucht, in allen Stuben und Kammern, aber sie war nirgends zu finden. Lorchens Geburtstag war morgen, da sollte mit der Puppe recht viel gespielt werden, denn da bekam sie Besuch von Jetchen und Hannchen, – und nun war die Puppe nicht da.

Die Mutter beruhigte die Kleine. „Gieb dich nur zufrieden, sagte sie, wir wollen sie gewiß finden; wir wollen sie zusammen suchen, so bald ich Zeit habe.

Lorchen war beruhigt. Die Mutter findet die Puppe gewiß, meinte sie, und dachte nicht weiter daran.

Lorchen wacht am nächsten Morgen kaum auf, so denkt sie wieder an Minchen. Sie fragt Karolinen und Lotten, noch ehe sie aus dem Bette war: — „Habt ihr nicht mein Minchen gesehen?“

„Ich denke, antwortete Karoline, die Mutter hat sie dir gesucht?“

„Ach, sie wird sie nicht gefunden haben, sagt Lorchen halb weinend; sie hätte sie mir sonst wohl gestern schon gegeben!“ —

„Steh nur erst auf, spricht Lotte, und ziehe dich an! Wir können sie ja noch einmal suchen!“

Lorchen steht auf, und die Schwestern helfen ihr beim Anziehen, und trösten sie: aber Lorchen glaubt, die Puppe sei fort.

Jetzt gehn sie alle in die Stube, wo Vater und Mutter schon waren.

Betrübt tritt Lorchen in die Stube ein, und will eben die Mutter fragen, ob sie die Puppe nicht gefunden habe. Aber auf einmal werden die traurigen Augen freundlich und helle.

„Ei! ei!“ ruft Lorchen und läuft auf ein Tischchen zu, das mitten in der Stube stand. „O da ist ja mein Minchen! und hat noch ein kleines Püppchen mitgebracht!“

Es war wirklich Minchen! Sie saß ganz ehrbar auf einem kleinen Stühlchen, neu angekleidet von der Haube bis zu den Schuhen; und

neben ihr saß, auf einem noch kleinern Stühlchen, das kleinere Püppchen.

Welche Freude für Lorchen! — „Wer hat mein Minchen gekleidet? fragt sie; wer hat das kleine Püppchen gemacht?“

„Ich nicht!“ sagt scherzhaft der Vater; „und ich eben so wenig;“ setzt lächelnd die Mutter hinzu.

„Nun weiß ichs,“ ruft Lorchen. „Ihr seyd es gewesen, Karoline und Lotte! darum habt ihr auch immer so viel mit einander zu flüstern gehabt; darum sollt ich es immer nicht hören!“

„Wir mußten uns ja wohl, antwortet Karoline, der armen Mine erbarmen. Sie sahe ja so zerlumpt und so schmutzig aus, wie eine Bettelfrau!“

„Und damit sie Gesellschaft hat, setzt Lotte hinzu, so haben wir ihr das kleine Püppchen noch mitgegeben.“

Lorchen dankt den gütigen Schwestern. Vergnügt trägt sie die Puppen im Hause herum, und singt ihnen vor; und wie am Nachmittag der Besuch kam, so erzählt sie, wer ihr Minchen gekleidet, und das kleine Püppchen gemacht hat.

Der kranke Heinrich und seine Gespielen.

Der kleine Heinrich war zwei Tage krank. Er lag in seinem Bettchen, und aß nicht, und trank nicht.

Den ersten Tag kamen zwei Kinder an die niedrigen Fenster der Stube, in welcher Heinrich lag. Sie kuckten bald da und bald dort durchs Fenster, als ob sie etwas suchten.

„Was wollt ihr denn, Kinderchen?“ fragt Heinrichs Vater.

„Wo Heinrich ist?“ antworteten die Kinder. Jetzt bemerkt Heinrichs Mutter die Kinder. „Es sind Heinrichs Gespielen, aus der Nachbarschaft,“ sagt sie. „Heinrich ist krank!“ ruft sie den Kindern zu, „da liegt er im Bette!“

Heinrich richtet sich im Bette ein wenig auf, blickt die Kinder an, und — „bin krank!“ sagt er mit matter Stimme zu den Kindern.

Die Kinder gehen niedergeschlagen fort — sie hätten so gerne mit ihm gespielt.

Am andern Tage kamen die Kinder wieder. „Heinrich noch krank ist?“ fragen sie — „Ja wohl!“ antwortet ihnen die Mutter, „er liegt noch im Bette!“

Die Kinder sehen ihn traurig an; und gehen.

Sie kommen den dritten Tag! Heinrich ist wieder gesund, und steht am Fenster. „Da bin ich?“ ruft er ihnen zu; „nun in Hof kommen! — nun spielen.“

Die Kinder kommen in den Hof. „Mutter, sagt Heinrich, gib mir Birn! drei, und noch drei; will sie den Kindern geben!“

Die Mutter gibt ihm die Birnen; Heinrich nimmt sie, geht auf den Hof, und theilt sie den Kindern aus.

Jetzt spielen die Kinder fröhlich zusammen, und freuen sich, daß Ludwig gesund ist.

Jetzt merkt erst die Mutter, warum die Kinder nach Heinrichen gefragt hatten. Er hatte immer seine Aepfel und seine Birnen mit ihnen getheilt; darum spielten sie am liebsten mit ihm; und immer nur das Spiel, was Heinrichen am besten gefiel.

Der verlassene Knabe.

Mit ihrer Mutter ging Ernestine spatzieren, und kamen in ein Gehölz, durch welches ein heller Bach floß.

Da saß am Bache ein Knabe. Er saß so traurig da, und hatte in seiner Hand eine Brodrinde, und seine Thränen machten die trockne Rinde naß.

Ernestine sieht den Knaben. „Ach Mutter, sagt sie, sieh den armen Jungen dort. Was mag ihm fehlen? er weint ja so sehr?"

Die Mutter geht mit Ernestinen hin. „Warum weinst du, Kind?" fragt die Mutter.

„Ich muß wohl weinen!" antwortete der Knabe; „ich bin ja allein! Vater ist todt, und Mutter ist todt!"

Die Mutter fragte weiter, wo er her sei? und ob er denn keine Verwandten, keinen Bruder, Schwester, Vetter oder Base habe?

„Ach ich habe niemand!" antwortete der Knabe. „Der Vater ist lange todt! Die Mutter ist weit weit her gekommen mit mir. Sie

war so matt von der Reise; da ist sie dort im Dorfe krank geworden, und nach zwei Tagen gestorben! Mich wollte dort niemand behalten, nun bin ich allein!"

Der arme Knabe schluchzte heftig, wie ers erzählte, und Ernestine hörte ihm mit Thränen im Auge zu.

„Mutter! liebe Mutter! sagt leise Ernestine, kannst du den armen Jungen nicht mitnehmen?"

Die Mutter besann sich ein wenig. „Komm mit, sagte sie dann zu ihm; du kannst einige Tage bei uns bleiben!"

Der Knabe ging gern mit. Ernestine erzählte zu Hause den Brüdern und Schwestern, wie sie den Knaben gefunden hätte, und wie er am Bache geweint habe, und wisse nun nicht wohin? denn Vater und Mutter sei todt!

Alle Kinder jammerte der Knabe. „Ach sagten sie, der Vater muß ihn behalten; wir wollen ihn alle darum bitten!"

Der Vater hatte mit der Mutter schon über den Knaben allein gesprochen. Jetzt kommen die

Kinder, „Vater! bitten sie, behalte den armen Jungen, er hat ja niemand; er dauert uns so sehr; er weint ja so sehr!“

Der Vater hat noch mancherlei Bedenklichkeiten. „Gewiß behielte ich ihn gerne; aber ich muß erst überlegen, ob ich ihn erhalten kann, und dann auch sehen, ob es ein guter Junge ist!“

Die Kinder boten dem Vater alle ihre Sparpfennige an, sie versprachen sogar weniger zu essen, und weniger Kleider zu zerreißen, und versicherten, der arme Junge werde gewiß gut seyn.

„Geduld, Kinder! sprach der Vater, wir wollen nach einigen Tagen sehen.“

Der Knabe war wohl acht Tage im Hause. Er hatte oft mit dem Vater und mit der Mutter, und mit den Kindern gesprochen; man hatte ihn um alles gefragt; man hatte ihm mancherlei kleine Geschäfte aufgegeben; und Alle waren mit ihm zufrieden. Der Knabe war zwar traurig, denn er dachte an seine Mutter; aber er war reinlich, gefällig und ehrlich.

Vater und Mutter riefen die Kinder zusammen. „Sollen wir noch den Knaben behalten?“ fragten sie.

„O thue es, Vater! thue es, Mutter! riefen die Kinder; behalte ihn doch.“

„Gut, sagte der Vater, wenn ihr versprecht, daß ihr ihn lieben wollt, wie einen Bruder, und wollt ihm nicht etwa befehlen; und denken, ihr seyd etwas besseres; so soll er bei uns bleiben!“

Die Kinder versprachen mit Freuden, was der Vater forderte. Der Knabe blieb. Die Kinder hielten ihr Versprechen, und es wurde ihnen gar nicht schwer. Der neue Bruder war dankbar gegen die Aeltern, und gefällig gegen die Kinder, und Alle hatten ihn lieb.

Die jungen Vögel.

Nicht weit von dem Hause, in welchem Elisabeth wohnte, war ein kleines Gehölz mit Bäumen und Büschen, in welchem sie so gern war, und den Vögelchen zusahe, die in den Büschen und Zweigen fröhlich sangen und hüpften.

In diesem Holze saß Elisabeth eines Tages, und bemerkte, daß ein Vögelchen in einen Wachholderstrauch öfters hineinschlüpfte, und bald wieder herauskam.

„Was doch das Vögelchen dort haben muß?“ dachte Elisabeth, und ging näher an den Strauch, und stellte sich so hinter einen Baum, daß sie alles sehen konnte, ohne das Vögelchen zu stöhren.

Das Vögelchen kam, und schlüpfte in den Strauch hinein, und jetzt sahe nun auch Elisabeth ein Nest, in welchem junge Vögel waren, die die kleinen Schnäbel aufsperrten, und von den Alten gefüttert wurden.

Sie stand eine lange Weile, und sahe den Alten und den Jungen mit stillem Vergnügen zu.

„Fritz, muß das auch sehen," sagte sie nun zu sich selbst, und gieng, um es ihm zu sagen.

„Ich habe ein Vogelnest gefunden!" rief sie ihm zu, als sie ins Haus kam; komm, ich will es dir zeigen!"

„Ein Vogelnest?" antwortete Fritz. Das ist schön; ich habe so lange nach einem gesucht, und bin doch nicht so glücklich gewesen."

Fritz sahe mit großer Freude die Alten und die Jungen. „Schwester, sagte er darauf, die Vögelchen muß ich haben!"

„Haben?" antwortete die Schwester — „Du willst sie den Alten wegnehmen?"

„Ja, sprach Fritz; da steck ich sie gleich mit dem Neste in einen Bauer, und hänge sie hinten an unser Haus. Dort finden sie die Alten gewiß, und füttern sie, bis sie groß sind."

Elisabeth bat ihn, „das ja nicht zu thun; die Alten und die Jungen würden sich grämen, und stürben dann vielleicht; und wenn sie nun dort frören, oder beregnet würden, oder die Alten sie dort nicht fänden?"

Fritz meinte, sie habe nicht nöthig, so besorgt zu seyn; sie würden sich nicht gleich zu todte

grämen; des Nachts, oder wenn es regnete, nähme er den Bauer in die Stube; und das Haus sei zu nahe, als daß die Alten ihre Kinder nicht finden sollten.

„Ach, sagte Elisabeth, was hilft ihnen das alles; sie sind ja dann doch nicht frei, und die Kleinen können nicht fort, wenn sie erwachsen sind. Nein, setzte sie hinzu, wenn du die Vögelchen dort wegnimmst, machst du mich traurig!“

„Traurig? erwiederte Fritz — Nein, traurig will ich dich nicht machen; da laß ich lieber die Vögel.“

Fritz ließ die Vögel in ihrem Strauche.

Die Peitsche.

Auf dem Sopha liegt Emilie und schlummert halb vor Mattigkeit: denn das arme Mädchen hatte erst so eben eine grosse Krankheit überstanden.

In der nämlichen Stube ist Franz, ihr jüngerer Bruder, mit seiner Peitsche, und klatscht aus voller Macht.

„Franz! lieber Franz, sagt Emilie, sei so gut und klatsche nicht hier in der Stube — sieh es thut mir im Kopfe so weh!“

„Thut dies weh? meine Mile, fragt bedauernd der liebe Knabe. — Da thut dirs weh?“ sagt er, und zeigt mit seinem kleinen Finger auf Emiliens Stirne.

„Ja da, antwortet Emilie; da thut mirs sehr weh, wenn du so heftig klatschest!“

„Will nicht mehr klatschen,“ sagt der Kleine; will die Peitsche fortstecken!“

Er nimmt die Peitsche, macht die Ofenthüre auf, und steckt die Peitsche hinein, und befiehlt der Peitsche, ja nicht zu klatschen.

„Nicht wahr, liebe Mile," spricht er, nun kann dirs nicht weh thun? „Nein, nun kann mirs nicht weh thun," antwortet Emilie.

Nach einigen Tagen ist Emilie völlig gesund; der matte Schlummer und die Schmerzen im Kopfe bei jedem starken Geräusch haben sich verlohren, und Franz hat während dieser Tage seine Peitsche nicht hervorgeholt, und nur ein Paarmal des Tages hat er in den Ofen gekuckt.

„Willst du nicht deine Peitsche wiederholen, und klatschen?" fragt ihn Emilie nun.

„Thut dirs auch nicht weh mehr?" sagt Franz. „Nein, war die Antwort; nun nicht mehr; ich bin nun völlig gesund!"

Da holt Franz seine Peitsche wieder aus dem Ofen hervor. „Komm, Peitsche! sagt er, nun wollen wir klatschen!"

Und nun wurde gewaltig geklatscht.

Fieckchen.

Fieckchen hat ihre beiden Gespielen aus der Nachbarschaft bei sich, Kathrinen und Muthen, zwei Kinder, die immer sehr guten Appetit haben, und dreust genug waren zu fordern, wenn sie etwas haben wollten.

„Gib uns zu essen! sagen sie zu Fieckchen, wir sind hungrig!“ Fieckchen hat nichts zu essen. — „Kommt ins Haus, sagt sie; ich will die Mutter bitten, sie soll mir für euch etwas geben!“

Die Kinder gehen ins Haus — die Mutter ist nicht gleich da, und Muthe sieht, daß der grosse Eßschrank auf ist, welcher im Hause steht. „Sieh, sagt Muthe, da ist ja der Eßschrank auf!“

„Ei das ist gut, ruft Fieckchen, und stellt sich vor den Schrank, und sieht hinein, was drinnen ist.

„Was wollt ihr?“ fragt sie; da ist gar mancherlei: da sind Semmeln; hier sind ein

Paar Stückchen Wurst; hier einige Schinkenschnitten; da ist Brod und Käse; da ist Pflaumenmus, und dort liegen auch Birnen!"

Die Kinder wählen sich. Kathrine nimmt Wurst und Semmel, Muthe nimmt Schinken und Semmel; jene ißt Birnen und diese läßt sich das Pflaumenmus in Löffeln geben, und Fieckchen hat kein Bedenken dabei, ihnen zu geben, was sie fordern.

Alle Stümpfchen Wurst, und alle Schinkenschnitten waren glücklich verzehrt, und unter den Semmeln und Birnen war ziemlich aufgeräumt; da kam die Mutter.

„Was machst du da, Fieckchen?" ruft die Mutter.

„Ich theile den Kindern aus, antwortet die Kleine; die Kinder sind hungrig!"

„Das ist wohl gut, daß du die hungrigen Kinder willst satt machen," spricht die Mutter; — „aber ich kenne ein Paar Kinder, die haben keine Kleider; sie sind etwa von deiner Größe; da werde ich mir deine beiden neuen Kleider holen, — das weisse musselinene und das gelbe von Kattun. Die armen Kinder müssen fast nackt gehen!"

„Ei Mutter, sagt Fieckchen, das darfst du ja nicht; die Kleider sind meine!"

„Ja, das ist wahr, erwiedert die Mutter; ich habe sie dir einmal geschenkt. — Aber, sage mir doch, wem gehörten denn die Wurst und der Schinken und die Semmeln, und alles, was du da ausgetheilt hast; sind denn die auch deine?"

„Meine? sagt Fieckchen — nein das gehört ja wohl dir!"

„Sieh! antwortet die Mutter; ich darf deine Kleider nicht verschenken, weil sie dir gehören; darfst du denn nun die Eßwaaren verschenken, die mir gehören?"

„Mutter! spricht Fieckchen; ich hatte es nicht bedacht; — es soll nicht wieder geschehen!"

Eduards Pferd.

Eduard hat so eben einen schönen neuen Wagen zum Spielen bekommen. —

Er fährt mit dem Wagen dahin und dorthin; er ladet Steine darauf, und ladet sie wieder ab; er setzt der Schwestern ihre Puppen hinein, und nimmt sie wieder heraus.

Aber Eduard wird es bald müde, das Pferd zu machen, und auch den Kutscher. „Ich will unsern Spitz anspannen,“ sagt er zum Vater.

„Ich zweifle, antwortet der Vater, daß sich Spitz dazu wird bringen lassen. — Spitz ist schon zu alt, und zu verdrießlich! Wenigstens, setzt der Vater hinzu, hüte dich, ihn mit Gewalt zu zwingen, wenn es nicht gehen will.“

Es wird schon gehen; denkt Eduard. — Er sucht sich einige alte Riemen und Stricke zusammen, und Spitz soll damit an den Wagen angespannt werden.

Spitz stellt sich sehr albern an, und will immer davon laufen. Der Knabe hält ihn, aber Spitz zieht den Schwanz ein und legt sich auf die Erde, und thut überaus ängstlich.

Eduard ärgert sich; indessen gelingt es ihm doch, ein Paar Riemen um den Leib des Hundes zu bevestigen, einige Stricke daran zu binden, und an diese den Wagen.

Spitz soll nun ziehen, aber Spitz bleibt liegen. Eduard liebkoset ihm — er redet ihm freundlich zu; er geht einige Schritte vorweg und lockt den Hund, aber der Hund geht nicht von der Stelle.

„Garstiges Thier!" ruft Eduard unwillig nun aus, da seine Geduld aufgehört hat. Er packt den Hund am Halse beim Felle, um ihn mit Gewalt in die Höhe zu heben, und einige Schritte fortzuschleppen; aber Spitz wehrt sich und beißt einigemal dem Knaben grimmig in die Hand.

Mit lautem Geschrei kommt Eduard zu den Eltern. Er erzählt ihnen sein Unglück, und zeigt die verwundete Hand. Die Hand blutet und die Mutter verbindet sie.

„Du hast meinen Rath nicht gut befolgt, spricht der Vater. Warum willst du erzwingen, was gar nicht so nothwendig ist?

Die Hand blieb drei Tage verbunden, und schmerzte den Knaben im Anfange ziemlich stark — und künftig mußte er wieder Pferd und Kutscher zugleich seyn.

Frau Mildheim.

Ein Greis und ein kleiner Knabe kommen an einem schwülen Erndtetage an das Haus der Frau Mildheim, und setzen sich matt und erschöpft auf die Bank, welche vor dem Hause war.

Frau Mildheim kommt aus ihrem Hause, und der Greis bittet sie um eine kleine Gabe.

Frau Mildheim erkundigt sich, und hört, daß der Greis eine weite Reise vor hat. Er will mit dem Knaben, der sein Enkel ist, zu einem Bruder. „Ich hoffe, sagt er, dort ein Plätzchen zu finden, wo man mich alten schwachen Mann aufnimmt, und den Knaben, dessen Eltern todt sind, erzieht. Ich bin nicht im Stande, den armen Jungen zu nähren; ich kann mich selbst nicht mehr erhalten! Ach wer nur erst hin wäre!"

Frau Mildheim nimmt den Greis und den Knaben in eine Stube, damit sie ausruhen können — sie läßt ihnen zu essen und zu trin-

ken reichen, und beide erholen sich, und der Knabe sagt zu dem Greis: „Nun kann ich wieder marschieren, Grosvater!"

Beim Weggehen giebt Frau Mildheim dem Greis noch einiges Geld, damit er unterwegs sich mit dem Knaben erquicken könne.

Mit Vergnügen haben die Kinder der Frau Mildheim gesehen, wie die Mutter den Alten und den Knaben gepflegt und beschenkt hat.

Einige Stunden darauf kommen zwei andere Menschen, ein rüstiger Mann mit einer Zither, und ein starker Jüngling mit einer Geige, und wollen vor dem Hause der Frau Mildheim spielen, um dafür Geld zu bekommen — sie hatten schon vor vielen Häusern gespielt.

„Ich gebe nichts;" ruft Frau Mildheim den Leuten zu, und diese gehen weiter.

Die Kinder wundern sich, daß die Mutter diese Leute abweißt. „Warum giebst du den armen Leuten nichts?" fragt eins von den Kindern.

„Es wäre Unrecht, antwortet die Mutter, diesen Leuten zu geben — es sind Faullenzer. Wenn sie arbeiten wollten, so hätten sie jezt in der Erndte genug zu thun!"

Indem die Mutter so sprach, kam ein Knabe mit einer grossen Baßgeige auf dem Rükken, die er kaum tragen konnte. Man sahe wohl, daß er zu den beiden Größern gehörte, die eben hatten spielen wollen.

„Das sind schlechte Menschen, sagten die Kinder. — Der schwache arme Junge muß das Schwerste tragen, und sie haben sich das Leichteste genommen!"

Ehrenbergs Kinder und ihre Muhme.

Die alte Kinderwärterin, die in Ehrenbergs Hause alle Kinder gewartet hatte, wurde auf einmal krank.

Ihr wurde ein Kämmerchen eingeräumt, im zweiten Stockwerke des Hauses, wo sie allein seyn, und schlafen und ruhen konnte.

„Aber, fragte Frau Ehrenberg, wer soll die alte Muhme — die Muhme hieß sie im ganzen Hause — wer soll sie dort warten und pflegen? — Eine Kranke hat so mancherlei nöthig, wer soll nach ihr sehen, ihr Arzeneien reichen, ihr zu trinken geben? Das Kämmerchen ist ja so abgelegen!"

„Wir wollen sie warten, Mutter!" riefen die Kinder der Frau Ehrenberg, Emilie, Antonie und Wilhelm; — wir wollen sie warten, und für alles sorgen!"

„Gut, sagte, die Mutter; aber werdet ihr auch nicht verdrießlich, wenn es lange dauern sollte?"

Die Krankheit der Muhme dauerte lange, aber die Kinder warteten und pflegten sie treulich. — Sie fragten nach allem, was ihr fehlen oder was sie wünschen konnte; sie gaben ihr Arzenei, und baten schmeichelnd, wenn sie dieselbe nicht nehmen wollte; sie brachten ihr Speisen und Getränke, und setzten sich abwechselnd in ihre Kammer, und erzählten ihr etwas! oder sprachen mit ihr, um ihr die Zeit zu verkürzen, damit sie nicht ungeduldig würde.

„Ach ihr seyd gut, Kinder, ihr seyd gut, „sagte gerührt die Muhme mehrmals — und wenn ich eure Mutter wäre, könnt ihr mich ja nicht besser pflegen! — Geht doch aber nur auch, und spielt zuweilen ein Bischen!

„Spielen? sagte Emilie. Dazu ists Zeit genug, wenn du gesund bist."

„Und wir haben auch so noch Zeit zum Spielen genug, versicherten Antonie und Willhelm.

An einem sehr schönen Tage kam eine Freundin von Ehrenbergs Kindern. „Kommt, sagte sie ihnen, heute ist ein schöner Tag, unsere Eltern gehen auf die Schäferei, und wir Kinder dürfen auch mitgehen. Kommt auch mit, da wollen wir vergnügt seyn.

„Wir gingen gerne mit, antwortete Emilie, aber die Muhme ist ja krank; wer soll nach ihr sehen. — Antonie und Wilhelm können wohl mitgehen, aber ich will bei ihr bleiben — einen muß sie doch haben!"

„Ei, antwortete die kleine Freundin, Emilie muß auch mit! — Die Magd kann ja indessen einmal die Muhme besorgen!"

„Das geht nicht, erwiederte Emilie. Die Magd thut das nicht gern; und dann ärgert sich die Muhme nur, und wird noch kränker!"

„Ja das ist wahr, riefen Antonie und Wilhelm, das ist auch wahr; — wir wollen lieber alle bleiben!"

Emilie bestand darauf, daß beide mit gehen möchten, — sie wäre allein zur Pflege der Muhme hinreichend.

Die Krankheit der Muhme zog sich in die Länge, und es geschah noch einigemal, daß

an schönen Tagen ein kleines Vergnügen genossen wurde. Emilie wollte zwar gerne jedesmal bei der Muhme bleiben, aber Antonie und Wilhelm gaben das nicht zu; es blieb einer von ihnen bei der Muhme, und Emilie nahm an dem Vergnügen Theil. — So wechselten sie ab.

Nach sechs Wochen war die Muhme ziemlich gesund. „Nun ist mir wieder wohl, sagte die Alte zu dem Arzte, und dankte ihm für seine Hülfe!

„Das freut mich! versetzte der Arzt; aber wenn mir die kleinen Aerzte hier, Emilie, Antonie und Wilhelm nicht treulich durch Pflege und Wartung beigestanden hätten, da wärs gewiß nicht so weit!"

Anton, Friedrich und der Onkel.

Der Onkel Eichenfels ist einige Tage bei seinem Bruder gewesen, und die beiden Kinder des Bruders, Anton und Friedrich, die ihn zuvor noch nie gesehen hatten, waren ganz vertraut mit ihm geworden. Sie lachten und scherzten und plauderten tausend Dinge mit ihm, und sie forderten ihn wohl gar auf, im Garten mit ihnen herumzulaufen, und sie zu haschen, und der Onkel that es wirklich zuweilen.

„Laufen und springen könnt ihr recht gut, wie ich sehe,“ sagt eines Abends der Onkel zu ihnen: „aber, laßt nun auch sehen, ihr Bursche, was ihr noch sonst gelernt habt?“

Der Onkel nimmt die Knaben vor und befragt und examinirt sie ein wenig scharf.

„Nun, spricht er, es mag gut seyn, ihr wißt doch schon Manches; aber, sagt mir einmal, ihr Bursche, wer ist der fleißigste von euch beiden? — Hier hab ich einen grossen

blanken Thaler; — ich kann ihn nur einem schenken, und da hab ich mir vorgenommen, ihn dem Fleißigsten zu geben.“ —

Der Onkel holt den Thaler aus der Tasche, und legt ihn auf den Tisch.

„Da ist der Thaler, spricht der Onkel, wer der Fleißigste ist, der hole ihn sich!“

Die Knaben sehen den blanken Thaler an. „Das ist ein grosses Ding!“ sagen sie, aber keiner holt sich den Thaler.

„Nun? fährt der Onkel fort, ihr wißts wohl selbst nicht, wem er gehört?“

„Onkel? antwortet Friedrich hastig, — meine gehört er nicht!“ und kehrt sich, indem ers sagt, mit dem Gesichte von dem Onkel ab.

„O Onkel, glaube das ja nicht, spricht Anton; er ist so fleißig wie ich, aber es will ihm nicht immer so gut gelingen; da denkt er, ich sei fleißiger als er!“

„Ihr ehrlichen Jungen! ruft der Onkel entzückt, kommt her. — Er schließt die Kinder in seine Arme, er freut sich, daß sie so brav sind!

„Den Thaler, spricht der Onkel, nehm ich wieder!“ Man kann das Gute überhaupt nicht mit Gelde belohnen!“

„Ja, Onkel, sagt Anton, nimm deinen Thaler wieder! Nein, Onkel, fällt Friedrich ein — Du mußt ihn Antonen geben!"

Der Onkel nimmt den Thaler zurück, und geht auf seine Stube. „Wartet ein wenig, sagt er, ich bin gleich wieder bei euch!"

„In einigen Augenblicken ist der Onkel wieder da, und hat zwei grosse blanke Goldstücke mitgebracht.

„Hier, spricht er, für jeden eins, nicht zur Belohnung, sondern zum Andenken! Es giebt sich nicht so leicht aus wie ein Thaler — und ausgeben sollt ihrs auch überhaupt nicht; aber so oft ihrs anseht, so denkt daran, daß ihr immer so aufrichtig seyn, und euch immer so lieben wollt, wie jetzo!"

Des Seilers Sohn.

Dem Hause gegenüber, in welchem Herr Wahrmann wohnte, war ein grosser grüner Platz; auf welchem sich an schönen Tagen, eine Menge von Kindern versammlete, um zu spielen.

Auf dem Platze hatte aber auch ein Seiler sein Rad; und verfertigte seine Seile und Bindfaden, und sein Knabe drehte das Rad.

Früh wenn Wahrmanns Kinder kaum aufgestanden waren, und nun nach dem grünen Platze sahen, war der Seiler schon da, und sein Knabe saß schon auf einem Stuhle und drehte das Rad. Sie sahen des Morgens, sie sahen Nachmittags und Abends nach dem Platze, und immer arbeitete der Seiler, und immer drehte der Knabe das Rad — erst mit dem späten Abend hörte das Arbeiten und Drehen auf, und nur Mittags war eine kleine Erholung dazwischen, wo die Leute zu Hause gingen und aßen.

„Vater, sagte Karl, Wahrmanns ältester Sohn — Vater, der arme Knabe da, dauert mich! das muß ihm sauer werden, den ganzen Tag das Rad zu drehen!“

„Freilich, antwortete der Vater, sauer und langweilig! Und wie mag dem armen Jungen dann zu Muthe seyn, wenn die Kinder kommen, und auf dem Platze spielen, und er kann doch nicht von seinem Stuhle!“

„O, sprach Eduard, Karls Bruder, das könnte ich nicht aushalten.“

„Du würdest es eben so gut aushalten lernen, wenn du dich nach und nach daran gewöhnt hättest, wie der Knabe.“

„Aber, Vater, fing Karl an, warum nimmt denn der Seiler keinen andern Menschen zum Drehen, und läßt den armen Jungen auch ein Bischen spielen?

„Einen andern? — erwiederte der Vater; — ich glaube der Mann würde das gern thun; aber er wird kein Geld haben, einen andern zu bezahlen. — Ich sehe, der Mann hat viel Kinder; denn sie besuchen ihn zuweilen mit der Mutter, hier auf dem Platze.“

Ja, sprach Karl, das habe ich auch gesehen — der eine kleine Junge will auch schon immer das Rad drehen, und kann doch nicht — sein Bruder würde ihn gerne drehen lassen, glaub ich, wenn der Kleine nur könnte.

„Aber, Vater, fragte Eduard, wenn der arme Junge da immer drehen muß, da kann er ja in keine Schule gehen — da lernt er ja nichts?“

„Das ist gerade das Schlimmste, antwortete Wahrmann; er wächst ohne allen Unterricht auf. Im Winter, wo sein Vater im Hause arbeiten muß, wird er wohl ein wenig in die Schule geschickt: aber ich fürchte, er vergißt im Sommer wieder, was er im Winter gelernt hat.“

„Da haben wir es viel besser!“ sagte jetzt leise Eduard zu seinem Bruder.

„Ja wohl habt ihrs besser!“ sprach Herr Wahrmann; „ihr werdet unterrichtet, habt viel Zeit zum Spielen, und fast gar keine Arbeit, die euch sauer würde. Da seht, wie glücklich ihr seyd! Und doch seyd ihr zuweilen verdrüßlich, wenn eure Arbeiten nur ein klein-wenig länger dauern, als ihr Lust dazu habt. — Wenn das wieder einmal geschieht, so will ich euch an den Seilerknaben erinnern!“

Die Himbeeren.

Karolinchen hatte in des Vaters Garten ein Plätzchen mit Himbeeren bepflanzt. Die Himbeeren standen so schön und voll, und die Zweige schwankten und bogen sich unter den rothen und weißen Früchten.

„Ihr sollt mir recht reif werden!" sagte Karoline, ehe ich euch abnehme! Dann will ich euch austheilen; dann sollen sich Lotte und Eduard freuen!"

Aber es kam eine stürmische Nacht; der Wind rauschte in den Bäumen, und der Regen fiel in vollen Güssen herab. — Karoline hatte nichts davon im Schlafe gehört.

Der Tag nach dieser Nacht war heiter und warm, und Karoline nahm sich vor, die Himbeeren heute zu pflücken.

Sie ging zu dem Plätzchen, am Arm ein Körbchen, und unten ins Körbchen Weinblätter gelegt.

Aber sie findet die Sträucher leer — die schönsten Beeren fehlen, und nur die schlechten und unreifen sind noch vorhanden.

„O meine Beeren! — wo sind die schönen Beeren! ruft das Mädchen traurig. — Nun ist meine Freude hin!“

Sie wußte nicht, wo die Beeren geblieben waren; sie glaubte, sie seyen gestohlen, sahe noch mit nassen Augen die ledigen Sträucher an, und ging mit gesenktem Köpfchen davon.

Karoline setzt sich traurig mit ihrem Strickstrumpf an ein stilles Plätzchen im Garten, und kann den Verlust nicht vergessen.

„Sie sind fort!“ sagt sie zu sich selbst; „die besten sind fort.“

„Wo ist denn Karoline? — fragt die Mutter nach einigen Stunden; so lange kann doch das Pflücken nicht dauern?“

Die Mutter sucht ihr Kind — und findet es. „Kind, sagt sie, warum so allein? — Ich denke, du pflückst deine Himbeeren, und willst uns damit beschenken?“

Die Thränen brachen aus den Augen des Kindes hervor. „Mutter, sagt es, die Himbeeren sind fort — wer weiß, wer sie genommen hat?“

„Genommen? — antwortet die Mutter; weißt du denn gewiß, daß sie jemand genommen hat?“

Karoline weiß es freilich nicht gewiß.

„Vielleicht, fährt die Mutter fort, hat sie der Wind abgeschüttelt, und der Regen abgeschlagen — wir haben diese Nacht starken Regen und Wind gehabt!“

„Was hilft mir es, Mutter, antwortet das Kind; dann sind sie ja auch alle verlohren!“

Die Mutter sagt: „komm nur!“ und geht mit Karolinen zu den Himbeersträuchern. Das Mädchen sieht unter die Sträucher! Da liegt alles voller Himbeeren! Karolinens Augen werden heller, denn die Himbeeren sind größtentheils gut und schön.

Karoline ließt auf; die Mutter hilft ihr; das Körbchen wird voll; Lotte und Eduard, und die Eltern werden beschenkt, und alles ist vergnügt und zufrieden.

„Siehst du! — sagt die Mutter, man kann manchem Uebel noch abhelfen, wenn man nur nicht gleich klaget und jammert, sondern sich erst bedenkt, ob nicht mehr zu helfen ist; und manches ist gar nicht so schlimm, als man im Anfange wohl denkt!“

Karl.

„Heda! ruft Karl, nun solls in den Garten gehen!“ und springt hastig von seinem Stuhl auf, stößt an den kleinen Tisch, an welchem er gesessen hatte, und die Tasse, aus der er eben Milch hatte getrunken, fällt auf den Boden und zerbricht.

Es war eine schöne Tasse, die ihm die Tante geschenkt hatte, und an welcher ein grosses mit blauen Vergißmeinnicht umwundenes K stand.

Karl weint beinahe — die Tasse war ihm sehr lieb; und sie schmerzt ihn noch lange nachher, denn sie fällt ihm so oft wieder ein, als er beim Frühstück darauf warten muß, bis eins von den Geschwistern seine Tasse ausgeleert hat: das dauerte ihm oftmals zu lange. „Ach, dachte er dann, wenn ich doch meine Tasse noch hätte!“

Karl hat seine Peitsche und haut damit in der Stube umher. Henriette sitzt an einem Tischchen und näht; Karl führt einen mächtigen

Hieb rings um sich herum — die Spitze der Peitsche fährt der Schwester ins Auge, und sie fällt ohnmächtig nieder.

„Ach Karl!“ ruft Henriette, als sie wieder zu sich selbst kommt — „mein Auge!“

Henriettens Auge schwellt auf. Karl und die Eltern stehen große Angst aus. Der Arzt wird geholt, das Auge wird verbunden, und es werden Mittel angewendet, alles Unheil zu verhüten.

Vierzehn Tage mußte Henriette das Auge im Verband lassen; Karln dauerte seine Unvorsichtigkeit, und die arme Schwester, welche diese ganze Zeit über nichts arbeiten, nicht lesen, nicht nähen, und auch nicht an die freie Luft durfte.

Karl hatte während dieser vierzehn Tage wenig frohe Augenblicke, Henriette auch nicht, und die Eltern eben so wenig.

Karl hat sich aus Kartenblättern ein grosses Schiff gebauet. Er bindet einen langen Bindfaden daran und will nun sehen, ob das Schiff auch gut auf dem Wasser geht.

Karl geht zu dem kleinen Bache, der nahe am Hause vorbeifloß, und setzt das Schiff auf den Bach. — Das Schiff bleibt am Ufer, und

Karl will es mitten auf den Bach haben; aber das ist so leicht nicht, denn das Ufer ist hoch und steil. Karl schwenkt den Bindfaden, biegt sich mit dem Leibe vor, verliert das Gleichgewicht — und fällt in den Bach.

Der Bach war so tief nicht, daß er hätte darinnen ertrinken können — aber der Schrecken hatte ihm alle Besinnung geraubt — er glaubte, er müsse ertrinken, zumal da er an dem steilen Ufer nicht gleich wieder in die Höhe konnte, und niemand gegenwärtig war, ihm zu helfen.

Er half sich mit Mühe heraus — er kam zitternd und naß nach Hause, wurde umgekleidet, wurde ins Bette gebracht, und war drei Tage krank.

Karl sucht alle Stricke im Hause zusammen, sich eine Schaukel zu machen. Er nimmt was er bekommen kann, alte und neue — einige waren schon ziemlich morsch.

Die Schaukel wird in einem Holzstall zu Stande gebracht, Karl setzt sich hinein — es geht ganz herrlich. Er schwingt sich immer höher und höher, aber plötzlich reißt ein Strick — er hat sich an der scharfen Kante des Balkens, an welchen er bevestigt war, leicht entzwei ge-

rieben, da er ohnedem schon so morsch war. Karl stürzt aus der Schaukel, auf ein Stück Holz, und liegt eine Weile besinnungslos da.

Er kommt wieder zu sich selbst — alles ist voll Blut. Der Kopf hat eine Wunde, die Hände sind aufgeschlagen, das eine Bein ist verrenkt, und im Rücken hat er einen heftigen Schmerz.

Karl hinkt mit Mühe bis an die Stube. — Der Arzt wird geholt, — die Kur dauert über zwei Wochen.

Karl hat ein schweres Beil genommen, um in dem Holzstall ein Stück Holz zu spalten. Er will einen starken Hieb führen, um mit einem Male fertig zu werden. Aber das Beil ist ihm zu schwer, er verfehlt das Stück Holz, das Beil fährt von dem Hackeklotz ab, und ihm in die Lende. Der Vater findet ihn ohnmächtig im Stalle liegen, und trägt ihn hinein. Die Wunde war zwar nicht gefährlich, aber doch tief, und der Wundarzt hatte drei Wochen daran zu heilen.

Karl setzte das ganze Haus in Sorgen — er beschädigte sich und Andere; er verursachte den Eltern viele Ausgaben; er brachte sich und seine

Geschwister, um so manche Freuden; und die Eltern zitterten schon, wenn er irgendwo allein hinging, es möchte ein Unglück geben, und doch war Karl kein böser Knabe — er war gefällig und gutmüthig, und fleißig und aufmerksam, aber er war unvorsichtig und flatterhaft.

Die Täubchen.

Der kleine Ludwig saß auf der Schwelle der geöffneten Hausthür, und aß sein Butterbrod. Da kamen zwei schöne weisse Täubchen mit schwarzen Köpfchen, nahe an ihn heran.

„Kommt her, lieben Thiere, sagt der kleine Knabe — ich will euch füttern!“ und indem er es sagt, bricht er von seinem Brode ein Bröckchen nach dem andern ab, und wirft es den Täubchen hin.

Die Täubchen pickten mit ihrem Schnabel die Bröckchen auf, und kamen immer näher und näher.

Das eine Täubchen wagt sich endlich dicht, ganz dicht an Ludwigen heran; es läßt sich von seinen kleinen Händen streicheln, und es wird so dreist, von seinem Butterbrode ein Stückchen nach dem andern abzupicken.

„Willst du mitessen?“ sagt der Kleine, und hält sein ganzes Butterbrod dem zahmen

Thierchen hin. Er lockt auch das andere Täubchen, das aber schüchtern sich einige Schritte entfernt hielt.

Heimtückisch hatte der Hauskater hinter Ludwigen gesessen und gelauert. Plötzlich sprang er zu und packt mit seinen scharfen Krallen den Hals des pickenden Täubchens. Der Knabe schreit laut — seine Geschwister, Karoline und Lotte, springen eiligst herbei; sie schlagen den Kater, sie jagen ihm seinen Raub ab.

Das Täubchen ist gerettet; aber an dem weissen Halse quillt das Blut hervor. — Wie bedauerten die Kinder das arme Thier; sie streichelten und sie liebkoseten es, sie untersuchten seine Wunde, und wußten doch nicht, wie sie die Wunde heilen konnten.

Die andere Taube hatte den verwundeten Gespielen nicht verlassen. Sie war ins Haus geflogen, hatte sich dort auf ein Fenstergesims gesetzt, und sahe traurig zu.

„Wem müssen nur die Täubchen seyn?“ sagten die Kinder; wir wollten sie hintragen; — vielleicht könnte ihr Herr dem armen verwundeten Thiere helfen.

Man fragte in der Nachbarschaft — die Tauben gehörten einem armen Knaben, welcher sich dieselben aufgezogen, und sie mit seinem Brode gefüttert hatte.

Der gute Knabe jammerte und wehklagte, daß seine liebe Taube verwundet war; aber wie er die Wunde gesehen hatte, da freute er sich. — „Es ist nicht tief gegangen, sagte er, in einigen Tagen wird alles wieder gut seyn!"

Die Kinder erkundigten sich des Tages mehreremale, was das kranke Täubchen mache, und hörten immer gute Nachrichten.

Am vierten Tage darauf, wollte Karoline eben gehen, und sich erkundigen — aber beide Täubchen waren schon auf dem Hofe. „Sie sind da! sie sind beide da!" rief sie, indem sie hastig in die Stube trat; und alle Kinder verstanden recht gut, wer da wäre, und liefen freudig hinaus, die lieben Gäste zu bewillkommen, und sie mit Brod und Gerste zu füttern.

Die Tauben kamen täglich auf den Hof, sie waren die Lieblinge der Kinder geworden, und empfiengen immer aus der Hand derselben ihr Futter, und wenn dann der Kater sich sehen ließ, so wurde er von allen fortgejagt.

Adelheid und die Kinder.

In Erlbachs Hofe war vor dem Hause ein schöner grüner Rasenplatz. Der Platz gefiel den Kindern der Nachbarschaft. Alle arme Kinder aus der Nachbarschaft, deren Eltern keinen Garten hatten, kamen gegen Abend, und spielten auf dem Platze, und niemand verbot es ihnen. Erlbachs zweite Tochter, Adelheid, ein kleines Mädchen, öffnete den Kindern öfters die Thür, wenn sie etwa verriegelt war; und wenn zuweilen die Kinder schüchtern an der Thüre stehen blieben, und sich nicht auf den Hof getrauten, weil Herr Erlbach da war, so rief sie ihnen zu: „kommt nur herein; kommt doch! spielt nur! der Vater thut euch nichts!“

Einst spielten die Kinder an einem warmen Abend auf diesem Plätzchen, und Adelheid stand und sah dem Spiele zu. Eben kam ihre Mutter mit einem Körbchen voller Aepfel, Birnen und Pflaumen aus dem Garten. — Adelheid hatte einen Einfall.

„Mutter, sagte Adelheid, verkauf mir das Obst — du hast ja noch genug im Garten. Zwei Groschen hab ich, die will ich dir geben.“

„Ich will dirs wohl schenken, erwiederte die gütige Mutter, wenn ich weiß, was du damit vornehmen willst? — Frage mich darum nicht, liebe Mutter, antwortete Adelheid; du sollst es sehen — aber schenken darfst du mir das Obst nicht, du mußt es bezahlt nehmen.“

Die Mutter willigt ein; Adelheid nimmt das Körbchen von der Mutter, und stellt sich damit dicht neben die spielenden Kinder hin. Mit grossen Blicken sahen die Kinder das schöne Obst im Körbchen, und das Spiel geht immer langsamer und schläfriger.

Ein Knabe tritt dicht an Adelheiden hin, und sieht begierig in das Körbchen; ein Mädchen that bald das nämliche, in wenigen Augenblicken hat das Spiel ganz aufgehört: alle Kinder, Knaben und Mädchen stehen näher oder ferner, und sehen das Körbchen an.

„Möchtest du wohl etwas davon?“ fragt Adelheid den nächst stehenden Knaben. — „Ei gerne!“ antwortet der Knabe mit funkelnden Augen.

„Sucht es euch selbst aus!“ spricht Adelheid, und schüttet plötzlich das ganze Körbchen voll auf den grünen Rasenplatz aus. Aepfel, Birnen und Pflaumen rollen auf dem Platze umher; die Kinder stürzen hinterdrein, sie fallen übereinander, sie raffen sich wieder auf. — Der hat einen Apfel, dieser eine Birn; jener ein Händchen voll Pflaumen. Es ist ein Jubeln, ein Lärmen, ein Schreien unter den Kindern, wie es noch niemals gewesen war.

Die Mutter und Adelheid sehen zu, und Adelheid'n glänzen die Augen vor Freuden.

Jetzt ist alles aufgelesen — jedes hat seine Händchen so voll, daß er es kaum halten kann; jedes ist zufrieden.

Die Kinder standen jetzt unentschlossen, ob sie gehn oder bleiben sollten. — „Sollen wir denn alles behalten?“ fragte zuletzt ein verständiges Mädchen, und sahe bedenklich die Mutter an.

„Freilich sollt ihr das, antwortete Adelheid und nickte freundlich dazu, und alle Kinder zogen frölich die Thüre hinaus, und jauchzend in ihre Häuser.

Adelheid holt nun ihre zwei Groschen und giebt sie der Mutter. „Aber, wunderliches Kind, sagt die Mutter, behalte doch dein Geld, ich verlange es ja nicht!“

„Nein, nein, liebe Mutter,“ antwortete Adelheid; sonst hätte ich es ja nicht den Kindern gegeben!“

Die Mutter und Adelheid stehn noch am Rasenplatze. Ein armer Knabe, der oft auf dem Hofe mitspielte, war vorhin nicht mit da gewesen. Er hatte von den Geschenken der Kinder durch den frölichen Lärm gehört; er schleicht an die Hofthür heran, und sieht nach dem Rasenplatze bekümmert hin, aber da liegt kein Apfel mehr, und keine Birne.

„Bist du denn vorhin nicht da gewesen?“ fragt die Mutter. „Nein!“ antwortet der Knabe betrübt.

„Du sollst nicht zu kurz kommen,“ sagt sie zu ihm, Obst kann ich dir jetzt nicht mehr holen, aber hier sind zwei Groschen, die schenkt dir Adelheid.“

Der Knabe dankt kaum vor Freude, und läuft schnell nach Hause. — Adelheid wollte ihm noch sagen, das Geld gäbe ihm dennoch die Mutter; aber der Knabe war längst schon fort.

Die Spielsachen.

Frau Goldfeld, die Tante von Herrn Wildbachs Kindern, war auf einem Jahrmarkte gewesen, und jetzt kam sie zurücke. Die Kinder hatten ihrer schon lange an der Hofthüre gewartet. „Gewiß, sagten sie, gewiß bringt uns die Tante etwas mit.“

Die Tante brachte wirklich etwas mit. August bekam eine grosse Trommel, Christian Flinte und Degen, Gottlieb eine Trompete, die er sich lange gewünscht hatte, und Luise ein Püppchen in einer Wiege.

Gleich wurden die Geschenke gebraucht, und es gab einen nicht kleinen Lärm auf Wildbachs Hofe. Die Trommel wurde geschlagen, die Trompete blies schmetternd darunter, die Flinte schoß, und mitten unter dem Lärm sang Luise das Püppchen in den Schlaf.

Es war leider schon spät, und bald Zeit für die Kleinen zu Bette zu gehen. „Spielt nicht

zu lange, rief der Vater, sonst verschlaft ihr morgen die rechte Zeit zum Aufstehen!"

Es war schon lange über die gewöhnliche Zeit des Schlafengehens hinaus, und es wurde ihnen doch schwer, daß sie schon zu Bette sollten. Im Bette plauderten sie noch über ihre Geschenke, und erst spät schliefen sie ein.

Am andern Morgen wachten sie um so viel später wieder auf, und die Zeit, wo sie ihr Frühstück nahmen, und von der Mutter angezogen wurden, war schon vorbei. — Es entstand schon eine kleine Unordnung im Hause; und die Mutter gab den Kindern einen Verweis.

Die Kinder vergaßen den Verweis; sie gingen in den Hof und in den Garten, und das Spiel von gestern nahm lärmend wieder seinen Anfang. — Ehe sie es gedacht hatten, war die Zeit da, wo ihnen der Vater Unterricht gab.

Der Vater rief — die Kinder erschracken; — Trommel und Trompete, Degen, Flinte und Püppchen wurden eiligst weggelegt.

Der Unterricht nahm seinen Anfang, aber die Aufmerksamkeit der Kinder fehlte. Christian

antwortete verkehrt, Gottlieb und August hatten gar nicht gehört, was der Vater sagte, und Luise war so sehr in Gedanken bei ihrem Püppchen, daß sie es leise in den Schlaf sang.

Der Vater wurde unwillig. „Schämt euch, sagte er, daß ihr eure Gedanken nicht von dem Spiele abbringen könnt. — Was hilfts euch denn, daß ich euch unterrichte?" — Der Vater endigte den Unterricht, und die Kinder schlichen erröthend und beschämt sich weg.

Nachmittags wollten sie ihre gewöhnlichen Arbeiten thun, die zum Theil schon früh hätten gemacht seyn sollen. August und Christian und Gottlieb hatten zu rechnen und zu schreiben, und Luise ein Stück zu lesen, und ein Stück am Strumpf zu stricken.

Die Arbeiten wurden so schwer, und giengen so langsam von statten, wie sonst niemals — aber die Gedanken waren bei den Spielsachen.

Dle Knaben wießen dem Vater vor, was sie gemacht hatten, und Luise zeigte ihren Strumpf der Mutter; aber so frölich und so wohlgemuthet, wie sonst, brachten sie ihre Arbeiten nicht, denn sie fühlten es selbst, wie schlecht dieselben waren.

„Da ist ja nichts des Ansehens werth!“ sagte der Vater, und „der Strumpf muß wieder aufgerissen werden!“ sprach die Mutter; und wie Luise ihr kleines Stück lesen sollte, da stammelte und stotterte sie fast bei jedem Worte.

„So ist denn, sagte der Vater, fast der ganze Tag vorüber, ohne Nutzen für euch, weil ihr immer mit euren Gedanken beim Spiel waret. Geht und schämt euch!“

Niedergeschlagen giengen die Kinder fort. Sie wollten zwar wieder anfangen zu spielen, aber es war keine rechte Freude dabei. Vorher waren die Arbeiten verdorben, weil sie an die Spielsachen dachten; und jetzt war das Spiel verdorben, weil sie ihre schlechten Arbeiten nicht vergessen konnten.

Das Morgenbrod.

„Du hast wohl dein Morgenbrod schon zu Hause gegessen?“ fragt Franz seinen kleinen Freund Anton, der in der Schule gleich neben ihm saß. — Anton hatte immer in der Zwischenzeit zwischen zwei Stunden sein Frühstück verzehrt, und jetzt bemerkt Franz, daß Anton kein Frühstück mehr ißt, und vermuthet, das sey schon zu Hause geschehen.

Anton antwortet ihm: „ich esse kein Frühstück mehr!“

„So? sagt Franz; hast du denn keinen Hunger mehr? — Ich könnte vor Hunger nicht zuhören, wenn ich nicht gegessen hätte!“

„Hunger? erwiedert Anton; o den hab wohl!“

Franz kann nicht begreifen, wie man Hunger haben und doch nichts essen könne. Aber Anton antwortet ihm nicht darauf.

Franz wird neugierig, Anton soll ihm sagen, wie das zugehe; aber Anton weigert sich,

Franz bittet, er bittet inständig; Anton antwortet, er wolle ihm immer alles sagen, aber dies könne, dies dürfe er ihm nicht sagen.

„Das ist doch wunderlich!" denkt Franz; er sinnt und sinnt darüber, und kanns nicht herausfinden.

Franz erzählt den Vorfall zu Hause, und fragt die Eltern, warum wohl Anton nicht esse, da er doch Hunger habe?

„Es ist begreiflich! sagte Franzens Vater;" der arme Anton ist zu bedauern! „Die Zeiten sind jetzt theuer, alles kostet weit mehr als sonst; Anton hat keinen Vater mehr, und seine gute Mutter wird mit dem Nähen und Stricken nicht so viel verdienen können, als sie braucht — wo soll da Geld zum Morgenbrod für Anton herkommen? — Er muß sich an der Mittagsmahlzeit begnügen!"

Franz bedauert im Stillen seinen kleinen Freund. „Der arme Anton! denkt er — er sieht uns alle essen, und es schmeckt uns so gut, und er muß hungern!"

Franz kommt am andern Tage in die Schule, da der Lehrer noch nicht da ist; — er setzt sich neben Anton, er spricht mit ihm, aber er läßt sich nichts merken.

„Lieber Anton! sagt Franz auf einmal, du mußt mir einen Gefallen thun! Willst du?“

„Gerne, erwiedert Anton; wenn ich sonst kann?

„Ja, spricht Franz, du kannst recht gut;“ und Anton wiederholt sein Versprechen.

Ziemlich beschämt und stotternd bringt Franz jetzt seine Bitte vor. „Wenn du mir gut bist, lieber Anton, so nimm du jeden Morgen eins von meinen zwei Pfennigbroden! — ich habe ja völlig genug an einem!“ —

Anton weigert sich; „das kann ich nicht, sagt er, — das ist eine wunderliche Bitte — wie kommst du darauf?“

Franz erinnert ihn an sein Versprechen — er müsse nun Wort halten — er sey ihm gewiß nicht gut, sonst würde ers thun!

Anton hat viele Ausreden — er will durchaus wissen, wie Franz darauf komme, mit ihm

sein Morgenbrod zu theilen? Franz aber besteht darauf, daß Anton Wort halte, — zu seiner Zeit wolle er ihm alles entdecken; „und, setzt er hinzu, wenn du nicht nimmst, so schmeckt mir gewiß kein Bissen!"

Antons Weigern und Sträuben hilft nicht, Anton muß nehmen, und ißt seit dieser Zeit immer sein Pfennigbrod.

Franz hatte sein Morgenbrod gerne mit Anton getheilt, und freuete sich, daß Anton nach einigen Tagen es nahm, ohne sich weiter zu sträuben. Aber Franz war gewohnt zwei Pfennigbrode zu essen, und jetzt hatte er nur eins. Sein Hunger war damit nicht gestillt. Wenn er zu Hause am Mittagstische saß, so aß er seit einigen Tagen viel mehr, und schien das Mittagsessen nicht so ruhig zu erwarten als sonst.

„Du issest ja jetzt ungewöhnlich viel, sagte die Mutter zu Franzen, und hast so einen Heißhunger; wie kommt das?"

Ihr denkt nun wohl, Franz hat sich gerühmt, und hat erzählt, daß er sein Morgenbrod mit Antonen theile, und hat sich dafür von der Mutter loben lassen?

Franz that das nicht — er schwieg stille. Nach wenigen Tagen hatte sich auch sein Magen gewöhnt, mit einem Pfennigbrode zufrieden zu seyn, und er aß nun Mittags nicht mehr als sonst.

Möpschen.

Frau Maienthal gieng mit ihren Kindern spazieren, und führte Minchen, das Jüngste unter allen, an der Hand. Minchens kleines Möpschen gieng mit, denn Möpschen war immer bei Minchen, und Minchen hatte Möpschen lieb, und fütterte es immer aufs beste.

Möpschen freute sich, daß es spazieren gieng. Es lief eine grosse Strecke voraus, und kam wieder zurücke, und bellte vor Freuden dazu, und Minchen sahe es mit Vergnügen, wenn es zurücke kam, und zutraulich an ihr hinaufsprang.

Der Weg führte an einem Hause vorbei, vor welchem ein niedliches Spitzchen stand.

Möpschen und Spitzchen blieben vor einander stehen, sie sahen sich an, sie berochen sich, und in zwei Augenblicken, waren sie völlig bekannt, und spielten zusammen wie alte Bekannte.

Möpschen und Spitzchen jagen sich, sie laufen nun einer um den andern herum, sie springen an einander hinauf, halten sich mit den Vorderpfoten umfaßt, und tanzen auf den Hinterbeinen.

Minchen freut sich über das Spiel der kleinen Hunde. „Seht, ruft sie, die können tanzen! die spielen schön!" — Mutter und Kinder bleiben eine Weile stehen, und sehen gerne dem Spiele zu.

Minchen hat sich satt gesehen. „Komm, ruft sie Möpschen zu, komm, wir müssen ja weiter!"

Möpschen kommt und Spitzchen geht mit. Minchen freut sich darüber. Aber Spitzchen kehrt bald wieder um, und will nicht von seinem Hause fort, und Möpschen kehrt mit ihm um.

Das Kind ruft und lockt den kleinen Liebling, aber er kommt nicht und hört nicht. — Es kehrt auch wieder um, und geht zu den Hunden.

„Komm, sagt es sanft, komm, schöne Möppe! komm, liebe Möppe! sey so gut! — bitte dich schön!"

Möpschen sieht Minchen freundlich an, er springt an ihr hinauf, aber er kehrt sogleich wieder zu Spitzchen um.

Minchen bittet noch freundlicher. „Willst du so gern spielen? sagt sie; komm doch, ich will auch mit dir spielen!“

Möpschen hört gar nicht mehr; die Kleine wird unwillig; sie hebt den kleinen Finger drohend ein wenig in die Höhe, „und wenn du nicht kommst böse Möppe, sagt sie, so will ich dich schlagen.“

Möpschen kommt dennoch nicht. Das Kind geht betrübt fort, es sieht sich mit jedem Schritte nach Möpschen um, das aber nicht nachfolgt. „Mutter, sagt es, traurig, Möppe will nicht kommen!“

„Laß ihn nur, antwortete die Mutter, er wird schon nachkommen. Laß ihn nur, sagten die Brüder, er will nur gern einmal spielen. Er hat zu Hause kein Hündchen, mit dem er spielen kann!“

Minchen will Möppen gern spielen lassen, aber noch lieber will sie ihn bei sich haben; sie sieht sich um, sie fragt, ob er nun nicht bald komme; und die Brüder trösten sie, wenn sie zu-

rückgiengen, würden sie ihn schon finden, da hätte er sich satt gespielt, da gienge er dann wieder mit ihnen.

Der Spaziergang war gemacht; man kehrte wieder um, man kam wieder an das Haus, wo das Spitzchen war, und weder Spitzchen noch Möpschen waren da. Da fürchtete die Kleine, sie würde Möpschen nicht wieder bekommen. „Ach, Mutter, sagte sie fast weinend, meine Möppe ist fort."

Mutter und Brüder redeten der Kleinen aufs beste zu. Sie sagten ihr, Möppe käme gewiß wieder, er wisse den Weg nach Hause recht gut; wenn er auch erst zu Abend käme; und wenn er nicht sollte kommen, da wollten sie ihn überall suchen, und würden ihn ganz gewiß finden!

Das Zureden half wenig bei dem Kinde! „Ach er ist fort!" sagte sie traurig, „meine Möppe ist fort!" und gieng still und betrübt zu Hause.

Im Hofe und im Hause suchte das Kind nach ihrem lieben Hündchen, und fand es nicht.

„Ach liebe Möppe," rief das Kind, du kommst mir nicht wieder!"

Die Brüder wollten mit der Kleinen spielen — ihre liebsten Spiele boten sie ihr an, aber sie wollte nicht. „Nein, sagte sie, Möppe ist fort!"

Eine Stunde und noch eine, stand das Kind an der Hausthür, und sahe die Strasse hinauf und hinunter, aber Möppe kommt noch nicht.

Es ist Abend geworden; Minchen sitzt beim Abendessen stumm und traurig — da kratzt es an der Hausthür, und winselt und pfeift. „Das ist meine Möppe!" ruft Minchen, läuft hinaus und macht auf.

Möppe wars wirklich; er sprang an Minchen hinauf. Das Mädchen trägt den Hund auf ihren Armen in die Stube, sie streichelt und liebkoset ihn, sie giebt ihm zu fressen, und ist wieder frölich.

„Sieh, sagte der Bruder, hast du dich nun nicht umsonst gegrämt?"

Dorothee und ihr Bruder.

„Nimm mir ja Karln in Acht, liebe Dorothee!“ sagte Frau Rosenfeld zu ihrer Tochter; du weißt, im Garten ist der Bach; wie leicht könnte das Kind nicht hineinfallen!“

„Will ihn schon in Acht nehmen, Mutter; antwortete Dorothee, sey unbesorgt!“

Die Mutter vertraut ihr den kleinen zweijährigen Bruder an, und Dorothee geht mit ihm in Garten.

Dorothee hütet anfangs den kleinen Bruder, sehr sorgfältig; sie geht ihm überall nach, sie spielt mit ihm, und hält ihn vom Bache entfernt. Aber es kommen die Kinder aus des Nachbars Garten, Emilie und Lotte, und schlupfen durch den Zaun zu Dorotheen.

„Wollen wir ein Bischen spielen?“ fragen die kleinen Nachbarinnen. „Ja, antwortet Dorothee; aber ich muß auch auf Karln Achtung geben!“

Emilie und Lotte erbieten sich, auch mit auf den Knaben zu sehen, und das Spielen geht an.

Mitten unter dem Spiel behalten die Kinder den Kleinen immer im Auge; sie warnen ihn, rufen ihn zu sich, und laufen ihm nach, wenn er etwa dem Bache zu nahe kommt.

Karl hält sich meistens in der Nähe der spielenden Kinder. Das Spiel wird lebhafter, die Kinder sorgenloser — „er kann ja, denken sie, so schnell nicht fort, und wir sehen ja alle auf ihn;" denkt Dorothee — und Karl wird vergessen.

Nach einer Weile kommt die Mutter in den Garten. Sie hat einen Augenblick von ihren Geschäften abgebrochen, um nach dem Kleinen zu sehen.

Die Mutter sieht die spielenden Kinder, aber Karln nicht unter ihnen.

„Wo ist Karl?" fragt die Mutter besorgt. Dorothee sieht umher, erblickt das Kind nicht, und erschreckt.

„Ach Gott! wo ist mein Kind?" ruft ängstlich die Mutter; Dorothee wird blaß, und weiß der Mutter kein Wort zu antworten, und weiß nicht, wo er geblieben ist."

Dorothee und ihre Gespielen wissen jede Stelle, wo der Knabe gewesen ist; und gehen an diese Stellen hin, als ob er dort seyn müßte.

Die Mutter läuft an den Bach, aber er ist nicht da; — sie ruft: Karl! Karl!" aber es antwortet niemand. Sie geht mit den Kindern ins kleine Wäldchen am Ende des Gartens; sie sucht hinter jedem Busche, sie sieht im Gartenhause zu, und hinter den Weingeländern, und findet ihn nicht; sie ruft unaufhörlich, Karl! Karl! aber keine Stimme antwortet ihr.

„Wo sollen wir ihn nun suchen?" fragt die jammernde Mutter, und die zitternde Dorothee weiß vor Angst kein Wort zu sagen.

Das Suchen und das Rufen erneuert sich, aber vergebens; der Bach wird noch einmal angesehen, das Ufer wird betrachtet; es ist keine Spur davon da, daß er hineingefallen seyn könnte, und dieser Umstand verringert wohl die Bangigkeit der Mutter ein wenig; aber sie weiß doch nicht, wo sie den Knaben suchen soll.

„Er kann doch nicht in Nachbars Garten seyn; sagt jetzt die Mutter. Die Zäune sind ja alle dicht.“

„Mutter, wir wollen zusehen;“ spricht Dorothee! „es ist ein Loch im Zaun.“

Die Mutter hatte das nicht gewußt. Die Kinder kriechen durch das Loch, durch das nämliche, durch welches Emilie und Lotte gekommen waren; die Mutter folgt ihnen; jetzt müssen sie auch noch, durch ein Gebüsch, und hinter dem Gebüsche, da sitzt der Kleine, und spielt. Er hat sich bunte Steine, und Blumen zusammengetragen; und Spitz, sein treuer Begleiter, lag neben ihm.

„Hier bin!“ sagt freundlich der Kleine; und, „Gott Lob!“ ruft die Mutter, und freut sich, und Dorothee, und Emilie und Lotte freuen sich mit ihr.

„Dorothee! sagt die Mutter nun, ich sollte dich schelten; du hast schlechte Aufsicht geführt!“

„Mutter, antwortete Dorothea, aber beschämt und schüchtern, er ist ja nun wieder da!“

„Ja Gott Lob!" erwiedert die Mutter! wenn ers nun nicht wäre? — und die Todesangst, die wir alle gehabt haben, hättest du uns doch erspart, wenn du nicht so flatterhaft gewesen wärst!"

Den ganzen Tag fühlten Mutter und Tochter den Schrecken und die Angst, die sie ausgestanden hatten, und Dorothee nahm sich im Stillen fest vor, künftig auf alles besser zu achten.

Die Jahrmarktspuppen.

Im kleinen Städtchen Neuenberg war Jahrmarkt, und da am ersten Jahrmarktstage so schönes Wetter war, so kamen die Landleute in grosser Menge zur Stadt, Männer und Frauen und Kinder.

Der Weg zum Markte gieng vor dem Hause der Frau Linden vorbei, die mit ihren drei Töchtern nicht weit vom Fenster saß, und nähete.

Die Kinder sahen immer durchs Fenster nach den Jahrmarktsleuten hin, und lachten von Zeit zu Zeit einander ein wenig zu.

Die Mutter bemerkt jetzt, daß die Leute stehen blieben und nach der Gegend ihres Kammerfensters hin sehen.

„Was haben denn, sagt sie, die Leute dort? — Was fällt ihnen denn an unserm Hause auf?" Sie sieht zum Stubenfenster hinaus, und entdeckt am ganzen Hause nichts, was die Aufmerksamkeit der Leute erregen könnte.

Nach wenigen Minuten kommt wieder eine ganze Schaar Landleute, und bleibt dem Kammerfenster gegenüber stehen, und einige weisen mit Fingern und Stöcken nach dem Fenster hin, und scheinen über etwas zu sprechen.

„Das ist mir unbegreiflich, sagt Frau Linden, was das seyn muß;“ und ihre Kinder fangen laut an zu lachen.

„Mutter, sagt Karoline, die Aelteste, sieh nur in die Kammer!“

Die Mutter sieht in die Kammer. Da sind beide kleinere Kammerfenster geöfnet, und an den Fenstern stehen der Reihe nach, alle Puppen der Kinder, aufs beste aufgeputzt und sehen zum Fenster hinaus.

Hier steht die grosse Puppe und hat ihr Kind umfaßt, daneben sitzt eine andere auf ihrem Stuhl, und sieht recht ehrbar zum Fenster hinaus; ein Paar kleine Püppchen, Jungen und Mädchen, stehen auf einer Hütsche, und haben sich mit den Armen auf den Fensterrahm gelegt; und wieder eine andere hat den Kopf auf den Arm gestützt, und mit dem Arm ruht sie auf dem Rahmen des Fensters. Jede Puppe hat ihre eigene Lage und Stellung, und jede stellt

auch nach ihrer Größe und Kleidung etwas anders vor. Besonders war die eine Puppe recht auffallend. Sie stellte eine vornehme Dame vor, hatte sich mit ihren Armen aufgelegt, und unter den Armen sahe ihr Kammermädchen hindurch.

„So! so!" sagte Frau Linden, nachdem sie die Puppen gesehen hatte, nun versteh ich, warum die Leute so hersehen! „Aber ihr thätet wohl besser, ihr nähmt die Puppen dort weg — die Leute möchten sonst glauben, es würden hier Puppen verkauft!"

Die Kinder baten gar sehr, die Puppen am Fenster lassen zu dürfen. „Es macht uns so vieles Vergnügen, sagte Karoline; was schadet es auch, wenn sie schon denken, es würden hier Puppen verkauft!"

„Gut, es sey darum, — antwortete die Mutter; aber wenn nun jemand herein kommt, und eine Puppe erhandeln wollte?"

„O das wäre hübsch! sagten die Kinder; das wäre hübsch! da schenkten wir ihm eine Puppe!"

Die Puppen blieben bis Nachmittag im Fenster, und einige Leute blieben immer von

Zeit zu Zeit dem Fenster gegen über einige Augenblicke stehen und sprachen über die Puppen.

Jetzt pocht etwas an die Stubenthür. Man ruft herein! und es tritt ein wohlgekleideter Bauer ein.

Der Mann sieht sich verlegen um. „Ich bin wohl hier unrecht, sagt er; ich dachte es wären hier Puppen zu kaufen — es wird aber wohl im nächsten Hause seyn, wo ich sie heute früh gesehen habe!“

Die Mutter sagt dem Manne, daß er das rechte Haus gar nicht verfehlt habe, erklärt ihm aber, daß die Puppen alle ihren Kindern gehören, und nicht zum Verkauf seyen.

„Das thut mir leid;“ spricht der Mann; ich hätte gern meinem kleinen Mädchen eine Puppe mitgebracht; es hat mich so sehr darum gebeten, und in der Stadt habe ich keine Bude mit Puppen gefunden!“

„Denk an dein Wort, Karoline!“ sagt jetzt Frau Linden, und Karoline gieng in die Kammer, und holte ein artiges Püppchen.

„Würde denn dieses dem kleinen Mädchen gefallen?“ fragte sie freundlich den Mann.

„Ei, antwortete dieser, — könnt' ich so eins bekommen, da freuete sich das Kind halb todt!"

Da sagt ihm Karoline, daß sie ihm das Püppchen schenke. Der Mann weigerte sich zwar sehr, aber die Kinder baten so lange, die Mutter redete so lange zu, bis er die Puppe nahm.

Der Mann dankte etwas verwirrt, und meinte, er wisse nicht, wie er dazu käme, und die Kinder waren den ganzen Tag äusserst vergnügt über den Vorfall, und dachten noch lange nachher, mit vielen Freuden daran.

Der Jahrmarkt, die Freude mit den Puppen und der Mann waren fast vergessen, da kommt im Herbste in aller Frühe jemand ins Haus, pocht an die Stube und tritt herein — es war der Mann, dem die Kinder die Puppe geschenkt hatten.

Der Mann bringt einen schönen Gruß von seiner Frau — er erzählt von der Freude, die sein Kind über das Püppchen gehabt hätte, und daß es noch reinlich und unzerrissen sey, so werth sey es dem Kinde. „Aber setzte er hinzu, da muß ich die Kleinen doch wieder beschenken!'

Indem er das sagt, nimmt er den weissen Kober ab, den er umhängen hatte; er öffnete den Kober, und holt eine grosse Menge schöner dunkelschwarzer Weintrauben heraus, alle in Weinblätter sorgfältig eingepackt, und legt sie auf den Tisch. „Seyn Sie zufrieden mit uns, sagt er; wir Bauern haben nichts bessers!"

Mutter und Kinder danken dem Manne freundlich, und Karoline sagt ihm: wenn das Püppchen seiner Tochter untauglich sey, so möge er doch ja von ihr ein anders holen.

Die Pflaumen.

Albert, Gottlieb, Eleonore und Luise hatten jedes einen Dreier, und wollten sich Pflaumen dafür kaufen. Luise, die Jüngste, erbot sich die Pflaumen zu holen.

Luise ist schon auf dem Wege nach den Pflaumen, da begegnet ihr eine Frau, die ein kleines Kind in einem armseligen schlechten Mantel trug.

Die Frau jammerte Luisen. Sie sahe so bleich und so abgezehrt aus, und schlich den Weg so langsam und schwankend daher, daß Luise wohl merkte, sie müsse sehr krank seyn.

Das Kind im Mantel sahe eben so bleich und so krank aus, wie die Frau, und Luise sahe es mitleidig an.

Die Frau redete Luisen an. „Ich bin sehr arm und krank, sagte sie mit bebender Stimme; wollen Sie mir nicht etwas schenken? — ach nur etwas für mein armes Kind.“

Luise nimmt die vier Dreier, für welche sie Pflaumen kaufen sollte, und giebt sie der Frau. „Ich habe nicht mehr,“ sagt das Kind schüchtern, und wird roth dazu.

„Ach, das ist viel!“ sagt freudig die Frau, und dankt Luisen gar vielmals.

Luise dreht sich um, und geht mit leerem Körbchen zurück.

„Da bringt Luise die Pflaumen!“ rufen ihr die Kinder entgegen, als sie die Stubenthür aufmacht. „Komm, Luise, wir wollen austheilen!“

Luise kommt in die Stube herein; die Kinder sehen, daß der Korb leer ist. „Was heißt denn das? fragen sie; hat denn die Frau keine Pflaumen mehr?“

„O ja! Pflaumen wohl noch genug!“ antwortet Luise. „Ich merke es, sagt Eleonore — du siehst so roth aus; du hast das Geld verloren!“

„Nein, auch nicht!“ spricht Luise.

Die Kinder können nicht begreifen, warum sie keine Pflaumen bringt, wenn noch genug zu haben sind, und das Geld nicht verloren ist.

Luise erzählt nun, was ihr begegnet sey. „Ach setzt sie hinzu, und wenn es ein Thaler gewesen wäre, ich hätte ihn der armen Frau geben müssen, so dauerte sie mich!“

„Das hast du recht gemacht! das hast du recht gemacht!“ sprachen Gottlieb und Eleonore — wir können ein andermal Pflaumen essen!“

„Recht gemacht?“ sagte der verständige Albert, „Recht hat sie es nicht gemacht.“

„Nicht?“ antwortete Gottlieb; soll sie denn einer so armen Frau nichts geben?“

„Ei, erwiederte Albert, sie kann ihr geben, was sie will, aber nur nicht andrer Leute Geld. Luise durfte der Frau nur einen Dreier geben, die übrigen Dreier waren unser!“

Die Kinder waren nicht mit Alberten einstimmig. Sie meinten, man könne doch eine so arme Frau nicht gehen lassen; man müsse ihr doch geben, was man könne; das kleine Kind habe vielleicht wohl gehungert; und sie wünschten, es wäre viel mehr gewesen, was Luise gegeben hätte!

Der Vater kam jetzt dazu. Die Kinder erzählen ihm, worüber sie mit Alberten nicht einig

werden können, und bitten ihn zu sagen, wer Recht hat?

Vater. „Wenn die Mutter jetzt Luisen einen Groschen giebt, ihr Zwirn dafür zu holen, wem gehört der Groschen?“

„O, sagten die Kinder, der gehört der Mutter.“

Vater. Wenn er der Mutter gehört, so gehört er nicht Luisen. Darf sie ihn denn nun verschenken? — Darf man verschenken, was einem Andern gehört?

Der Vater brauchte nicht weiter zu sprechen; die Kinder sahen schon jetzt ein, daß Albert Recht habe.

„Lieber Albert!“ sprach Luise; ich will dir deinen Dreier wiedergeben, und den andern auch, sobald ich Geld habe.“

„Wiedergeben? antwortete Albert. — Du denkst, ich bin geitzig! Nein, so war es gar nicht gemeint. Den Dreier nehme ich gewiß nicht.“

„Wer von euch hat noch Geld?“ fragt Albert. — Keiner hat noch etwas; sie hatten jedes nur einen Dreier gehabt.

„O das ist mir lieb, sagt Albert; ich habe noch einen Groschen; dafür will ich euch nun mit Pflaumen tractiren!"

Die Kinder freuten sich über die Güte des Bruders, und lobten ihn. Aber so eben sieht Luise ihre arme Frau auf der Straße daher kommen. „Da ist die arme Frau!" ruft sie, und die Kinder eilen ans Fenster.

Allen dauerte die kranke matte Frau. „Ach Gott, sagte Albert, die kann ja kaum gehen! — Sollen wir den Groschen vernaschen?" setzte er nach einigen Augenblicken hinzu.

„Nein! nein! riefen die Kinder alle, lieber der kranken Frau geben!"

Hurtig holt Albert seinen Groschen, und läuft der Frau nach. Die Kinder sehen ihm durchs Fenster zu. „Jetzt!" rufen sie, „jetzt hat sie ihn!"

Albert kommt vergnügt zurück, und alle freuen sich, wiewohl sie heute zweimal die Hofnung auf Pflaumen verloren hatten.

Der Birnbaum.

„Nun ists bald Mittag!“ rufen Hochfelds Kinder, und hüpfen und tanzen.

Die Kinder freuten sich nicht eben so sehr auf das Essen, sondern darauf, daß es gleich nach dem Essen fortgehen sollte, aufs Land. Hochfeld hatte dort einen Freund, welchen er mit seinen Kindern besuchen wollte, und darum waren die Kinder vergnügt. Der Weg, der dahin führte, war so schön, und die Kinder des Freundes so gefällig und so gut.

Der Mittag kam. Alles sitzt bei Tische, und vor Freude essen sich die Kinder kaum satt. Sie denken an ihre kleinen Freunde auf dem Lande; sie sinnen sich schon schöne Spiele aus, die sie spielen wollen, und sie erwarten ungeduldig den Augenblick, wo der Vater aufstehen wird.

Ehe man aufsteht, tritt der Briefträger ein, und bringt ein grosses Pack Briefe, welche der Vater mit ernstem Gesicht durchließt.

„Kinder, sagt er, nachdem er die Briefe gelesen hat, ich bedaure euch! Diese Briefe hier muß ich sogleich beantworten, und vor vier Uhr werde ich damit nicht fertig. Ihr seht selbst, daß es dann zum Gehen zu spät ist!“

Die freundlichen Gesichter der Kinder sind auf einmal verschwunden. „O da ists mit unsrer Freude wieder nichts!“ sagt Heinrich. — Und; „können die Briefe denn nicht bis morgen warten?“ fragen Lotte, Henriette und Muthe.

„Nicht gleich so niedergeschlagen! spricht der Vater — die Freude bleibt euch ja immer noch, für einen andern Tag! Und für heute hab' ich doch noch ein anders Vergnügen für euch, sobald ich mit meinen Briefen fertig seyn werde.“

Die Kinder hören kaum darauf; und aus dem Vergnügen, das ihnen der Vater verspricht, scheinen sie sich wenig zu machen.

„So hübsch, sagen sie, kann es doch lange nicht seyn, als wenn wir dorthin gegangen wären!“ und fragen nicht einmal darnach, was für ein Vergnügen es sey.

Der Vater geht auf seine Stube, und schreibt die Briefe.

Bald nach vier Uhr kommt der Vater mit den versiegelten Briefen. „Ich bin fertig,“ sagt er, und wenn ihr wollt, so können wir ein wenig in unsern Garten gehn!

„J ja!“ sprachen die Kinder, ganz gleichgültig, und machen sich fertig. Sie waren lange nicht im Garten gewesen, denn er lag nicht dicht am Hause, und doch war es ihnen heute so angenehm nicht als sonst, in den Garten zu gehen — sie wären viel lieber auf dem Lande gewesen. Aber wie sie in dem Garten waren — vergaßen sie bald das Land.

Die Muscatellerbirnen auf einem Baume, waren reif geworden, und die Körbchen zum Auflesen standen schon unter dem Baum.

Der Vater holt eine Leiter, und lehnt sie fest an den Baum an.

„Ei! rufen die Kinder, und ihre Stimmen sind schon lauter und fröhlicher, der Vater nimmt Birn ab, und wir lesen auf!“

Der Vater steigt auf den Baum. Hier fällt eine Birne, dort eine; jetzt fallen zwei, drei;

auf einmal, und jedes Kind ist eifrig, die herabfallenden Birnen eher zu bekommen, als die andern. Hier fällt Lotten eine Birne auf den Rücken, dort Henrietten und Muthen eine auf die Hand, auf die Achsel, und Heinrich fängt gar eine und die andere.

„Vater, rufen scherzhaft die Mädchen, du wirfst uns ja todt!“ und haben es kaum ausgesprochen, so werden sie vom Vater mit einem ganzen Mandel Birnen beworfen.

„Au! au! — schreit Lotte, die that weh! — Das ist recht! ruft Heinrich — wirf sie noch einmal Vater! Triff uns nur nicht!“ sprechen Muthe und Henriette.

Die Stimmen der Kinder werden immer fröhlicher und lauter geworden, und das Vergnügen auf dem Lande war ganz vergessen.

„Wollen wir nun aufhören?“ fragt jetzt der Vater. „O nein, Vater; o nein! rufen alle Kinder; bitte, bitte! nur ein Bißchen, ein klein Bißchen nur noch! — nur die Körbe voll!“

Auf einmal schüttelt der Vater mächtig den Baum. Die Birnen fallen gedrängt von allen Seiten herunter. Die Kinder bücken sich, sie

decken mit darüber gehaltenen Händen den Kopf, und jubeln und jauchzen dabei.

Das Schütteln hört auf; die Kinder lesen auf; jedes will mehr auflesen, als die andern, und ehe sie sichs versehen, sind die Körbchen alle voll.

Mit schweren Körbchen giengen die Kinder nach einigen Stunden wieder nach Hause.

„Seyd ihr zufrieden mit mir?" fragt der Vater. „Ja, rufen sie alle, ja Vater, das war eine Lust!"

„Seht ihrs, sagte darauf der Vater; es giebt mancherlei Vergnügen!" und die Kinder verstanden recht gut, was damit der Vater meine.

Der unglückliche Wurf.

Otto und Eduard sind zusammen im Garten. Eduard geht im Garten umher; Otto wirft mit Steinen nach einem abgestorbenen Baum, und trift ihn nicht.

„Laß jetzt das Werfen, lieber Otto," bittet sein Bruder, „du könntest leicht mich treffen; du wirfst immer fehl!"

„Ei, antwortet der Bruder, ich werde ja dich nicht treffen; ich werde mich schon in Acht nehmen!"

Otto sammelt sich einen ganzen Haufen von Steinen, und wirft nach dem Baum, und wird immer eifriger im Werfen, je weniger er den Baum trift. — Eduard bittet aufs neue, aber vergebens.

„Wenn ich nur erst sechsmal werde den Baum getroffen haben, dann will ich aufhören," antwortet Otto.

„Das ist ein gefährliches Spiel für mich," denkt Eduard, und will an einen Platz gehen,

wo er ganz gewiß vor den Fehlwürfen des Bruders sicher ist.

Indem er dahin gehen will, fliegt aus Otto's Hand ein stark geworfener Stein. Der Stein trift einen andern Baum, in dessen Nähe Eduard war, prallt von dem Baum ab, und schlägt an Eduards Schläfe.

„Ach Otto!" schreit Eduard, taumelt, und sinkt leblos auf den Rasen hin.

Otto eilt zu ihm hin, mit Todesangst. Eduards Schläfe blutet, sein Gesicht ist bleich, und keine Spur vom Leben an ihm.

Otto erstarrt; seine Hände zittern, seine Kniee wollen einbrechen, und er kann sich kaum auf seinen Füssen erhalten. „Ach Gott, stammelt er, ach Gott! Eduard, wach auf!"

Der unglückliche Otto rüttelt den Bruder mit seinen zitternden Händen; er will den Kopf des Bruders aufheben, aber der Kopf sinkt wieder nieder; er bemüht sich das Blut zu stillen, — aber es ist umsonst.

„Er ist todt! Eduard ist todt!" stottert Otto, und will entfliehen, aber er kann nicht von der Stelle.

Jetzt aber erholt sich Eduard; er fängt wieder an zu athmen, er schlägt nach einigen Augenblicken die Augen wieder auf, sieht sich befremdet um, und scheint sich zu besinnen.

„Gott Lob, du lebst! — du lebst wieder!“ ruft Otto, und drückt den Bruder an seine Brust! — Eduard erholt sich jetzt immer mehr, und kommt völlig wieder zu sich.

„Ach Eduard! sagt jetzt Otto, kannst du mir wieder gut seyn? — Ich bin dir immer gut! antwortete Eduard, du thatst es ja nicht gern.“

Otto war einige Augenblicke sehr glücklich, Eduard lebte wieder, Eduard hatte ihn noch lieb. Aber nun dachte er an die Eltern, und aufs neue überfiel ihn eine entsetzliche Angst.

Die Kinder thaten alles, um das Blut zu stillen, das noch immer in grossen Tropfen aus der Wunde herabfiel, aber es war vergebens.

Auch die Blutflecken aus Eduards Kleidern lassen sich nicht auswischen — nichts läßt sich verheimlichen.

Sie zaudern einige Minuten, und wieder einige, und dann noch einige; aber endlich müssen sie doch zu den Eltern, und Otto weiß vor Angst nicht, was er sagen soll.

„Klage du dich nur nicht selbst an! — spricht Eduard, und laß mich nur sprechen!“

Die Kinder treten ein bei den Eltern, Eduard sehr matt, Otto zitternd an allen Gliedern.

„Was ist vorgegangen? rufen die erschrokkenen Eltern; woher ist die Wunde?“

„Ich bin nicht Schuld daran! sagt Eduard; aber frage mich nicht, Vater, woher ich sie habe!“

Vater und Mutter wollen es dennoch gern wissen, aber Eduard bittet so dringend, daß sie nicht darauf bestehen möchten, bis sie es eingehen.

Jetzt sehen die Eltern Otto'n an — der Knabe ist einer Ohnmacht nahe. Der Schrekken, die Freude, und die Angst hatten ihn so sehr angegriffen!

Die Eltern kommen ihm zu Hülfe! „Mein Gott! was ist vorgegangen mit euch?“ spricht der Vater. „Sag du es uns, lieber Otto,“ setzt bittend die Mutter hinzu.

„Ach Mutter, antwortet Otto, dann wirst du mich nicht mehr lieben! — Ich habe Eduard geworfen!"

Otto erzählt die ganze Geschichte; die Eltern verzeihen ihm, und danken Gott, daß die Wunde nicht gefährlicher ist.

Beide Kinder waren einige Tage krank, und Otto noch mehr wie Eduard; aber von diesem Tage an hatten sich die Kinder fast noch lieber, als vorher, und Otto folgte sogleich, wenn Eduard warnte.

Die drei Kirschenbäume.

In Herrn Waldbergs Garten standen drei Kirschenbäumchen nahe an einander. Alle drei waren sehr niedrig, und hiengen so voller Kirschen, daß sich die Zweige bogen.

Vater, sagte Emilie, eine von Waldbergs drei Töchtern, die Bäumchen könntest du uns geben; die wären gerade für uns recht! Lotte und Friderike, ihre zwei Schwestern, stimmten in diesen Wunsch mit ein.

„Gut, sprach der Vater, wenns euch Vergnügen macht, die Bäumchen zu haben, so schenke ich sie euch. Aber eßt die Früchte nicht, bis sie völlig reif sind, und, schützt sie gegen die Sperlinge!"

Die drei Mädchen waren froh, und giengen täglich an ihre Bäumchen, um zu sehen, ob die Kirschen noch nicht anfiengen reif zu werden. Die Zeit bis dahin, wurde ihnen gewaltig lang.

Nach einigen Wochen wurden die Kirschen roth, und bald darauf schwarz und immer schwärzer.

„Jetzt, sagte Friderike, ists Zeit die Kirschen zu schützen! Schützen? antwortete ihr Lotte; wozu denn das? die Sperlinge werden nicht gleich kommen!"

„Und, setzte Emilie hinzu, wir können uns doch nicht den ganzen Tag unter den Baum legen, und ihn hüten."

„Thut, was ihr wollt!" sagte Friderike. Ich werde mir aber eins von den Netzen holen, die auf dem Boden sind, und mein Bäumchen damit überziehen!"

Die beiden Schwestern waren zu träge, eben dasselbe zu thun; „die Sperlinge werden nicht gleich kommen, sagten sie; und wir sind ja oft genug beim Baum!"

Die Kirschen wurden immer reifer, und die Kinder immer lüsterner darnach. Lotte konnte sich nicht enthalten eine nach der andern zu kosten; sie gieng mehrmals des Tages zu ihrem Bäumchen, uud jedesmal kostete sie ein Paar Kirschen. Emilie enthielt sich zwar, aber ein Netz darüber zu ziehen, war ihr zu mühsam.

Je reifer die Kirschen wurden, desto häufiger fanden sie Sperlinge in den Bäumen — da und dort waren die reifsten Kirschen angepickt.

„Es ist nicht der Mühe mehr werth, daß ich ein Netz über meine Kirschen ziehe, sagte Lotte; ich habe ja so nicht viel mehr.“

„I, sagte Emilie, wenn die Sperlinge auch noch ein Paar anpicken! — in einigen Tagen nehm' ich sie alle ab!“

Zwei Tage waren jetzt die Kinder mit ihren Eltern bei einem Freunde auf dem Lande gewesen, und hatten an ihre Kirschen nicht gedacht. An einem heissen Abend fuhren sie wieder nach Hause. Der Durst quälte die Kinder unterwegs sehr, und jetzt dachten sie wieder an ihre Kirschen. „Die sollen uns schmecken, sagten sie, wenn wir nach Hause kommen!“

Sie kamen nach Hause. Der erste Gang war, zu den Kirschen. Trauriger Anblick für Lotten und Emilien! Die meisten Kirschen von ihren Bäumchen waren abgefressen, oder so zerpickt, daß sie nicht zu essen waren. Nur einige saure und unreife waren geblieben. „Ach meine schönen Kirschen!“ rief Emilie weinend; und auch Lotte stand stumm und betrübt vor ihrem Bäumchen, denn auch sie dachte doch noch einige Hände voll zu bekommen!

Friderikens Kirschen hatte kein Sperling angerührt; das Netz hatte sie geschützt. Friderike nahm das Netz von ihrem Bäumchen. „Kommt, sagte sie zu den Schwestern, eßt von meinen Kirschen; es sind für uns alle genug!“

Die beiden Kleinen sträubten sich anfangs. „Nein, sagten sie, wir werden dir doch deine Kirschen nicht wegessen sollen! — Wir sind ja selbst schuld;“ aber Friderike bat so herzlich, bis sie von ihren Kirschen nahmen, obwohl sie ein wenig sich schämten.

Wie schön schmeckten die Kirschen; — sie waren völlig reif. — Der Durst der Kinder war bald gestillt, es blieben aber noch Kirschen genug am Baum, und Friderike zog ihr Netz wieder darüber.

Im künftigen Jahre hiengen alle drei Bäumchen wieder voll; aber alle drei waren mit Netzen bezogen.

Onkels Ankunft.

„Da kommt der Onkel! da kommt der Onkel!“ riefen Ewalds Kinder und stürzten eiligst zur Thür hinaus, dem Onkel entgegen.

Zwei Stunden schon standen Wilhelm, Eduard, Ludwig und Lotte am Fenster, und warteten, und klagten, der Onkel bliebe so lange. — Aber jetzt bläst der Postillon, der Wagen rollt, der Onkel ists, und die Kinder jauchzen vor Freuden!

Von Eltern und Kindern wird der Onkel empfangen — für alle war es ein glücklicher Tag, an welchem er kam; ein Tag der jährlich nur einmal war: wann nämlich der Onkel von Leipzig kam, wo er die Messe besuchte.

Der Onkel steigt aus, und die Kinder helfen ihm einige Kleinigkeiten hineintragen, die im Kasten und Taschen der Kutschen stecken. Aber es steht noch ein grosser Kasten in der

Kutsche — die Kinder können ihn nicht erheben; der Onkel trägt ihn selbst hinein und stellt ihn auf den Tisch.

Die Kinder merken etwas — der Onkel war nie mit leeren Händen gekommen. Sie sehen sich lächelnd unter einander an, und blicken dann auf den Kasten, und stellen sich dicht um den Kasten herum. Sie warten und warten, ob der Onkel den Kasten nicht öffnen werde. Der Onkel macht keine Anstalt dazu.

„Mach auf den Kasten! Onkel!" ruft endlich Ludwig, der Kleinste von allen. — „Ja Onkel, mach auf!" rufen sie alle, und Wilhelm hat schon die Hände an dem Schieber des Kastens, und will ihn abziehen.

„Halt! ruft der Onkel; laßt mir den Kasten, Herr Neffe!"

Sie vereinigen sich alle mit ihren Bitten, sie hängen sich an ihn an, sie schmeicheln ihm. „Hübscher Onkel! lieber Onkel! schöner Onkel! mach auf! ja mach auf!"

„Nichts — nichts!" ruft der Onkel; und stellt sich ganz rauh! die Kinder kehren sich nicht

daran; sie wissen, wie es gemeint ist. „Böser Onkel! garstiger Onkel!“ rufen sie!

„Hilft nichts; hilft alles nichts!“ antwortet der Onkel. Der Kasten wird nicht eher aufgemacht, bis ihr nicht eine ganze Stunde die Neugier bändigt, und kein Wörtchen vom Kasten erwähnt. — Doch will ich Ludwigen ausnehmen!“

Der Onkel legt seine Uhr auf den Tisch, und die Kinder schweigen alle von dem Kasten; selbst Ludwig spricht nicht davon, weil er die andern nicht mehr davon sprechen hört.

Die Stunde ist kaum halb vorüber, als Lotte sich vergißt. „Nur noch eine halbe Stunde, Onkel! dann mußt du den Kasten aufmachen!“

„Ja noch eine halbe Stunde, sagen die andern, dann wird er aufgemacht!“

„Ha, ihr sprecht ja vom Kasten?“ ruft der Onkel – ihr könnt mir schön die Neugier zurückhalten! Nun geht die Stunde von vorne an!“

„Ei das ist schlimm!“ rufen die Kinder, und Lotte schlägt das Plappermaul. — „Willst du gleich vom Kasten schweigen!“

„Schon wieder vom Kasten?“ sagt der Onkel — da geht die Stunde von vorne an! Wenn ihrs so macht, da werde ich meinen Kasten wohl ungeöffnet wieder mitnehmen!“

Die Kinder bitten den Onkel, er soll von der Stunde etwas ablassen — der Onkel läßt eine Viertelstunde ab, und die Kinder nehmen sich fest vor, kein Wort vom Kasten zu sagen.

Ein ganzes Weilchen halten sie sich. „Ich sage gewiß nichts vom Kasten!“ spricht Eduard jetzt.

„Sprichst du vom Kasten nicht zuerst?“ ruft lachend der Onkel — und Eduard schämt sich, und die Zeit des Schweigens geht wieder von neuem an.

Fast ist wieder eine halbe Stunde vorüber. „Nun wär der Kasten schon auf, wenn Eduard geschwiegen hätte,“ sagt Wilhelm.

Ei, antwortet der Onkel, du schweigst jetzt wohl? In einer Viertelstunde wäre er aufgewesen, wenn du nicht gesprochen hättest. — Die Zeit geht wieder von neuem an!“

Wilhelm schämt sich jetzt, wie vorhin Eduard, und die andern waren unwillig auf ihn.

Die Kinder bemühten sich aus allen Kräften, daß nicht der Kasten von ihnen, wider willen erwähnt würde. — Eins und das andere fieng aber dennoch wieder davon an, und wenn nicht der Onkel einigemal „pischt! pischt!" gerufen hätte, so wäre der Kasten wirklich genannt worden.

„Die Zeit ist vorüber!" ruft der Onkel, und alle hüpfen und springen um den Onkel herum. Jetzt, sagen sie, jetzt Onkel, mußt du den Kasten uns aufmachen!"

Alle Kinder stellen sich dicht um den Tisch herum, und der Onkel schiebt den Deckel des Kästens ab. „Nun ist der Kasten geöffnet," spricht er, und will den Deckel wieder darauf schieben.

„O nicht doch, Onkelchen! Du mußt ihn weiter aufmachen;" bitten die Kinder.

„Weiter aufmachen?" fragt der Onkel; das kann ich ja nicht. Ihr meint wohl gar, ich soll ihn auspacken?"

„Ja; ja; auspacken, rufen alle durcheinander, auspacken, Onkel!"

Der Onkel packt aus. Er nimmt das Tuch weg, welches die Sachen bedeckte. Da kommt ein grosses Bilderbuch, mit mehrern andern Büchern; — da kommt ein Wagen mit Pferden hervor, und in dem Wagen sitzen zwei Leute; — jetzt kommen in einem besondern Kästchen alle Arten Küchengeschirr von Blech gemacht, — mehrere Schächtelchen mit Holzwaaren, Soldaten, Kegeln und andern Dingen; — dann kommt sauber in ein Papier geschlagen ein seidenes Salöppchen, und verschiedene Arten von Zeug, und endlich mancherlei Naschwerk.

„Ei! ei!" rufen die Kinder, so oft etwas Neues zum Vorschein kommt, und sehen übrigens stumm und staunend zu, wie es der Onkel auspackt, und auf den Tisch legt, oder stellt.

„Sucht euch auch, was euch gefällt," sagt der Onkel, und alle Kinder jubeln und jauchzen, und greifen nach den Sachen. Ludwig nimmt den Wagen, und ein Stück Kuchen, Wilhelm und Eduard die Soldaten und Kegel, und Lotte das Salöppchen, und die Küchenwaaren, und jedes der grössern hat überdies noch ein schönes Bilderbuch gefaßt.

Die Kinder zeigen ihre Herrlichkeiten den Eltern, sie tragen sie in der Stube, im Hause, im Hofe herum, sie loben den guten Onkel, und alle sind glücklich und frölich.

Der Onkel ließ auch das Uebrige da, was die Kinder nicht genommen hatten, aber die Mutter nahm es in ihre Verwahrung.

Die Enten.

„O liebe, liebe Mutter, kaufe mir doch die Enten, bat die schmeichelnde Lotte; — sie sind gar zu hübsch!"

Draussen war eine Frau mit einem Enterich und einer Ente — schöne grosse Thiere, mit goldgrünen Federn!

Lotte hatte sich so lange schon Enten gewünscht, und lange schon die Mutter darum gebeten. Die Enten wollte Lotte an sich gewöhnen, sie sollten ihr aus der Hand fressen, sie sollten ihr im Garten nachlaufen, sie sollten die Regenwürmer im Garten sich aufsuchen, und auf dem kleinen Bach im Garten herumplätschern, und Meerlinsen fressen. Wie viele Freude wollte das kleine Mädchen von den Enten haben!

Die Mutter hatte immer ihre Bedenklichkeiten. „Ich wollte dir ja gern Enten kaufen, sagte sie; aber wir haben Marder und Wiesel

auf dem Hofe, und keinen dichten Stall, in welchem die Thierchen sicher wären. Auch sind die Ställe so alt, daß sie sich nicht tauglich ausbessern lassen. Wenn nun ein Raubthier deine Enten erwürgte, wie weh würde es dir thun!"

Lotte gieng allezeit betrübt fort, wenn die Mutter so sprach. — Jetzt war nun eine Frau mit einem so schönen Paar Enten da. Das Mädchen bat dringend und inständig — die Mutter erinnerte sie an die schlechten Ställe, und an die raubgierigen Marder und Wiesel; aber; „o kauf sie mir nur, Mutter! kauf mir sie nur, Mutter!" waren Lottens letzte Worte.

„Nun so sey es denn!" sprach die Mutter, und die Enten wurden gekauft.

Die Enten waren in wenigen Stunden auf dem Hofe bekannt, und ließen sich gern von Lotten füttern.

Das Mädchen hatte den ganzen Tag über der Mutter etwas von ihren Enten zu erzählen; von den goldgrünen Flügeln, von dem niedlichen Kopfe, und von den artigen blinzelnden Augen, und daß sie sich von ihm füttern ließen.

Nach wenigen Tagen waren die Enten so zahm, daß der Enterich der Kleinen ein Stück vorgehaltenes Brod aus der Hand nahm. „Mutter, Mutter, er hat mirs aus der Hand gefressen; der Enterich!“ rief entzückt das kleine Mädchen, und klatschte vor Freude in die Hände.

Die Enten wurden sehr zahm, und kannten ihre kleine Pflegerin recht gut. Sie kamen Lotten entgegen gelaufen, sie folgten ihr nach, sie giengen mit ihr in den Garten, sie forderten Futter von ihr, sie fraßen ihr aus der Hand, und ließen sich von ihr streicheln, und kein Marter und keine Wiesel hatte die Enten angetastet.

„Siehst du, Mutter, sagte Lotte, es ist kein Raubthier gekommen!“ — Und die Mutter antwortete; „ich wünsche, daß niemals eins kommen mag!“

Nach einigen Wochen öffnete Lottchen früh den Stall, und brachte, wie sie es immer that, ihren Lieblingen das Futter, und wunderte sich,

daß sie ihr nicht entgegen kamen, wie sie sonst immer gethan hatten.

Ohne Bewegung saßen die beiden Thiere, dicht neben einander, nur der Enterich hob den Kopf ein wenig.

Lottchen gieng näher hin — die Ente hatte den Kopf dicht zusammengezogen, und Kopf und Hals waren blutig. „Was ist das?“ rief das Mädchen erschrocken, faßt das liebe Thier an, und findet es starr und todt. — Die Thränen stürzen aus Lottens Augen; sie bewegt, sie streichelt das Thier, aber es ist keine Spur von Leben da.

Bleich und matt schwankt das Kind in die Stube der Mutter; „Mutter, sie ist todt!“ sagt es schluchzend!

Die Mutter geht mit in den Stall; sie betrachtet die Ente; — ja, sie ist todt! Eine Wiesel hat ihr das Blut aus dem Kopfe gesogen, und das wehrlose Thier hat geduldig still gehalten.

Die Mutter bedauert ihr Kind, und trägt die Ente auf den Hof. Der Enterich folgt der Ente, setzt sich neben sie, und geht nicht von der Stelle. Zuweilen berührt er leise mit seinem

Schnabel die Ente und gab einen heisern schwachen Laut von sich.

Wie jammerte der Kleinen das arme Thier! Sie wagte es nicht ihm die Ente wegzunehmen; sie hält ihm Brod und Gerste vor, aber es rührt es nicht an; es sieht Lottchen traurig an — das Kind kann den Anblick nicht ertragen, und geht weinend fort.

Es war ein bittrer Tag für Lotten. „Ach hätte ich euch lieber niemals gehabt!" seufzte sie oft, und ihre Thränen füllten die Augen immer von neuem.

Die Magd verscharrte die Ente am Abend in den Garten, und dem Enterich machte sie für diese Nacht ein Plätzchen im Hause zurecht, wohin keine Wiesel kam.

Am folgenden Tag suchte der Enterich seine Ente überall. Er gieng traurig auf dem Hof umher, er sah in jeden Winkel, er setzte sich in den Stall, und schien mit schwachen Lauten die liebe Ente zu rufen. — Lottchen sah ihm mit Schmerzen zu. „Ach, seufzte sie, wenn ich dir nur helfen könnte!"

„Soll ich ihm wieder eine Ente kaufen?" fragte die Mutter. — „Nein; ach nein!" ant-

wortete Lottchen, es könnte sie wieder eine Wie-sel tödten.

Den Entrich hätte Lotte gern behalten; aber es schmerzte sie zu sehr, ihn so traurig und ein-sam zu sehen. Sie schenkte ihn dem Nachbar, dem er immer gefallen hatte; gegen Abend wur-de er hingetragen, und Lottchen tröstete sich da-mit, daß er hier einen sichern Stall, und viele Gesellschaft hätte.

Noch lange Zeit nachher that es Lotten weh, bei dem Stall vorbei zu gehen, wo die Enten gewohnt hatten, und wenn sie in Nachbars Hof gieng, und der Entrich, der sie immer noch kannte, ihr entgegen kam, und sich gern von ihr füttern ließ, so betrübte sie sich, und freute sich auch.

Christian.

Die Schulstunden waren geendigt, und Friedrich, Christian, August, Rudolph und Gerhard hatten sich versammelt, zu spielen.

Der Spielplatz war ein grosser geräumiger Boden in Augusts Hause, auf welchem allerlei altes, nicht mehr gebrauchtes Hausgeräthe war.

Die Knaben wollen auf den Boden gehen — sie haben sich beredet, was gespielt werden soll, aber sie werden gewahr, daß Christian fehlt.

„Wo muß den Christian seyn? — ist er denn fortgegangen?“ fragen die Kinder sich untereinander; aber keiner weiß, wo Christian ist.

„Laßt ihn seyn, wo er will, ruft Friedrich; er wird ja schon kommen!“

Die Kinder gehen auf den Boden — es soll Blindekuh gespielt werden. Die Bodenthüre wird sorgfältig verschlossen, und das alte Geräthe zur Seite geräumt, damit die Blindekuh keinen Schaden nehmen kann.

Die Blindekuh ist ausgeführt. Die Kinder zupfen, necken, spotten sie, und schlüpfen ihr unter den Händen durch, und geben ihr unter grossem Gelächter da einen kleinen Schlag, und dort einen.

„Huh! huh!" tönt es auf einmal dumpf und hohl auf dem alten Boden.

Die Kinder sehen einander erschrocken an, und stehn stille. Die Blindekuh weiß nicht, was vorgegangen ist, und nimmt sich das Tuch ab.

„Was ist das?" fragt Friedrich? und; „Huh! huh! huh" schallt es wieder in langen Tönen dumpf über den Boden hinweg.

„Kommt herunter!" sagt der zitternde Gerhard, und die Kinder sind alle einstimmig darinnen, von dem Boden herunter zu gehen.

„Was? ruft der beherzte Friedrich; ihr fürchtet euch vor einem Schall?" Schämt euch doch! — „laßt uns doch lieber nachsehen, woher der Schall kommt?"

Die Kinder hatten dabei grosse Bedenklichkeiten, und meinten, es wäre am sichersten zu gehen; man könne nicht wissen, was das sey — man brauche hier nicht zu spielen.

„Huh! huh!“ rief es wieder; aber schwächer und entfernter.

Jetzt wollten die Kinder fort, und Friedrichs Zureden war vergebens.

„So geht denn, ihr feigen Jungen, rief Friedrich unwillig; so bleib ich allein da!“

Ich bleibe mit da! „rief August plötzlich; wo du bleibst, kann ich auch seyn!“ und nun entschlossen sich auch Rudolph und Gerhard zu bleiben.

„Jetzt laßt uns suchen, woher der Schall kommt?“ sprach Friedrich, und August stimmte ihm bei.

Der ganze Boden wurde durchsucht; Friedrich und August giengen voran, und Rudolph und Gerhard folgten ihnen zitternd nach.

„Huh! huh! hu, hu, hu, huh!“ tönte es jetzt wieder, erst langsam, dann schneller, und die Kinder fürchteten sich aufs neue; nur Friedrich fürchtete sich nicht.

„Der Schall kommt aus dem Winkel da!“ sagt Friedrich und geht auf den Winkel zu.

In dem Winkel steht mancherlei Poltergeräth, und unter andern ein tiefes und weites Faß, neben welchem ein alter Stuhl stand.

Friedrich steigt auf den Stuhl, um in das grosse Faß hineinsehen zu können — er sieht hinein, die andern hören auf einmal ein lautes Gelächter im Fasse.

„Das ist schlecht, Christian! — das ist einfältig!" ruft Friedrich unwillig ins Faß hinein.

Christian steckte im Fasse. Deswegen hatte er sich vorher weggeschlichen, um die andern fürchten zu machen. Er war auf einem Stuhle ins Faß gestiegen, und hatte durch das Spundloch „huh huh!" gerufen.

Christian warf den übrigen ihre Angst vor; aber diese waren alle entrüstet über ihn, und droheten nie wieder mit ihm zu spielen.

Die Kinder giengen weg, und ließen Christian allein. Jetzt wollte er aus dem Fasse, und jetzt merkte er erst, daß das so leicht nicht sey. Er hatte einen Stuhl gehabt zum Hineinsteigen, aber er hatte keinen Stuhl zum Hinauskommen.

Christian schämte sich, die andern um Hülfe zu bitten; er versuchte alles, um aus dem Fasse zu kommen, aber seine Mühe war vergeblich. Er mußte um Hülfe schreien.

Die Knaben hatten nicht daran gedacht, daß er so leicht nicht aus dem Fasse kommen könne — jetzt sahen sie erst, daß es auf sie ankomme, wie lange sie ihn wollten stecken lassen.

„Sieh nun zu, sagte Rudolph, wie du herauskommst! du magst die ganze Nacht im Fasse bleiben!"

„Ja, riefen die andern, er mag im Fasse bleiben!" nur Friedrich rief nicht mit.

Christian bat, flehte, weinte, aber alles umsonst: die Kinder waren unerbittlich; nur Friedrich nicht.

„Siehst du, sagte Friedrich, was aus solchen Possen herauskömmt?" Du denkst immer darauf, wie du Andere necken kannst. — Was hast du davon?"

Friedrich rief die andern. „Kommt, sagte er; wir wollens ihm nicht vergelten; wir wollen ihm aus dem Fasse helfen!

Auf Friedrichs Zureden kamen die andern, um Christianen herauszuhelfen, aber es war nicht so leicht als sie dachten. Sie konnten Christianen nicht aus dem Fasse hervorheben.

Christian war in Todesangst; er fürchtete wirklich die Nacht über im Fasse bleiben zu müssen. Endlich fielen die Knaben darauf, das Faß umzukippen. Mit vieler Mühe gelang es ihnen, und Christian kroch beschämt und still aus seinem Fasse hervor.

Die Linde.

Eduard, Christian, Amalie und Justine waren in dem Garten ihres Nachbarn. Der Nachbar grub eine junge Linde aus, die nicht mehr ganz klein war. „Wer von euch will den Baum?“ fragte der Nachbar, die Kinder; — „es ist ein schöner Stamm!“

„Ich mag ihn nicht,“ antwortete Eduard, „es wächst ja nichts darauf!“ O, wenn nichts darauf wächst, riefen Amalie und Christian, „da wollen wir ihn auch nicht.“

„Geben Sie den Baum mir“ sagte Justine; der Vater soll mir ein Plätzchen geben, wo ich ihn pflanzen kann.“

Justine bekam den jungen Lindenbaum, und ihr Vater wies ihr eine Stelle im Garten an, wo sie denselben sich könnte hinpflanzen lassen.

Das Mädchen freuete sich über ihren Baum, und half mit allem Eifer ihn pflanzen. „Ei, rief sie, mein schöner Baum!“

„Bist du nicht ein kleiner Narr!“ sagte Eduard, „der Baum trägt dir im Leben kein Obst!“

„Du giebst uns wohl von deinen Aepfeln und Birnen,“ neckte sie Christian und Amalie, „wenn dein Baum wird groß seyn?“

„Was habt ihr doch? antwortete Justine: Wenn der Baum auch kein Obst bringt, wenn er nur groß und grün wird, so bin ich zufrieden.“

Der Baum wuchs zusehends. Die Geschwister neckten immer noch Justinen über den unfruchtbaren Baum, aber der Baum blieb ihr sehr lieb.

Einige Jahre hatte der Baum gestanden, als Justine mit ihren Eltern und Geschwistern an einem Sommerabende noch spät im Garten waren.

„Was riecht denn hier so lieblich?“ sagten die Kinder, und zogen den süßen Duft mit Wohlgefallen ein. — Sie fragten den Vater, woher der schöne Geruch käme?

„Geht nur an Justinens Linde,“ antwortete dieser, „da werdet ihrs finden!“

Die Kinder giengen zur Linde. Je näher sie kamen, je lieblicher und stärker roch es. — Es war Justinens Linde, von welcher der Geruch ausgieng! Der junge Baum hing überall voll Blüthen; während des Tags waren die Blüthen aufgebrochen, und jetzt durchdufteten sie den ganzen Garten!

„O mein schöner, lieber Baum!“ rief Justine entzückt; — seht ihr, er trägt wohl auch etwas, was euch gefällt.“

Am zweiten Abend war der Nachbar da. Justine führte ihn zu ihrem Lindenbäumchen, und ihr Geschwister begleitete sie. Sehn Sie, sagte Justine, das ist der Baum, den Sie mir einmal geschenkt haben!“

Der Nachbar freute sich, daß der Baum schon so voll blühe. Jetzt aber hörten die Kinder auch ein Summen, und wußten nicht, woher das kommen möchte.

„Ihr wißts nicht,“ sagte der Nachbar. „Seht doch nur in den Lindenbaum hinein!“

Die Kinder sahen in den Baum. Es war eine ganze Welt voll Bienen im Baume, die aus den Blüthen den süßen Saft aussogen.

Den Kindern gefiel das fröhliche Leben, das Summen und Saugen der kleinen Geschöpfe, und Justinen wurde ihr Bäumchen noch lieber. „Ja kommt nur, ihr lieben Bienen, rief sie, und holt euch allen Saft aus den Blüthen; wir hören euch gern so summen!“

Im nächsten Jahre, im Frühjahr, kam der Nachbar mit einem Teller, auf welchem zwei Honigscheiben lagen; die Kinder sahen den Honig mit grossen Augen an!

Liebe Justine, sprach der Nachbar, du hast meine Bienen im vorigen Jahr so freundlich auf deine Linde eingeladen; heut habe ich Honig geschnitten, und die Bienen, die sich in deinem Baume so oft ein Leckermäulchen gemacht haben, haben mir es strenge befohlen, dir diese Scheiben zu bringen, damit, wenn die Linde wieder blüht, sie wieder kommen dürfen!“

Justine dankte dem Nachbar freundlich; — und den Bienen, die so dankbar und klug wa-

ren, wurde die Erlaubniß gegeben immer zu kommen, wenn der Baum blühe.

Justine bat die Mutter den Honig unter Alle zu theilen. Die Mutter that es, und gab Semmel dazu. Die Kinder assen den lieblichen Honig. — Drei Tage hatten sie genug daran — und lobten den Baum und die Bienen, und vor allen die gütige Schwester, die so willig getheilt hatte.

„Wir haben deinem Baum Unrecht gethan," sprach Eduard; er trägt wohl etwas — Honig trägt er — wir wollen ihn den Honigbaum nennen!"

„Ja, riefen Alle, den Honigbaum wollen wir ihn nennen, wenn es Justine so will!"

Justine wollte es gerne. — „Das freut mich, sagte sie, daß mein Baum doch etwas trägt, was ihr gern eßt!"

Mit jedem Jahre wuchs der Baum zusehends.

Wie die Kinder beinahe erwachsen waren, war es schon ein grosser Baum geworden. Der Vater hatte eine Bank um den Stamm dessel-

ben machen lassen. Man saß unter dem Schatten des Baumes; man erfrischte sich in seiner Kühlung bei der Hitze des Tages, und man aß des Abends unter seinen Zweigen Milch und Butterbrod; man sog den Duft seiner Blüthen ein; man hörte mit Wohlgefallen die Bienen auf seinen Blüthen summen, und die Vögel in seinem dichten Laube zwitschern. Alle Gartennachbarn freuten sich auf die Zeit seiner Blüthe, denn sie genossen auch den lieblichen Duft, welcher sich weit umher verbreitete.

Eduard, Christian, Amalie und Justine sprachen nach vielen Jahren noch oft von den vorigen Zeiten, wo der Baum gepflanzt war, wo Justine von ihnen war geneckt worden, und wie gut der Honig des Nachbars geschmeckt hatte; und allen war der Baum sehr werth, der doch nichts trug.

Die Reise.

Der Wagen, mit zwei Pferden bespannt, hielt schon vor der Thüre, und Herrn Alberts Kinder freuten sich, in denselben einzusteigen. Alle waren fertig, und konnten den Augenblick kaum erwarten, wo der Vater von seiner Stube herauskommen und sagen würde: „Nun solls fortgehn!"

Auf diese Reise hatten sich die Kinder schon eine ganze Woche gefreut. Es gieng aufs Land, zu einem alten Freunde von Herrn Albert. Besucht mich, hatte der Freund zu den Kleinen gesagt, besucht mich mit Vater und Mutter. In meinem Garten sind Aepfel und Birnen, Pfirschen, Pflaumen und Weintrauben, und ein grosses Gebüsch Haselnußsträuche. An dem Garten liegt ein Teich, auf welchem ein geräumiger Kahn ist, mit dem ich euch fahren will, und hinter dem Teiche ist ein Wald, in welchem wir spatzieren wollen!"

Der Vater hatte erst acht Tage später seinen Freund besuchen wollen: aber die Kleinen hatten so lange und so schmeichelnd gebeten, daß es schon heute geschehen sollte, bis der Vater einwilligte.

„Ei, riefen sie, wie vergnügt wollen wir seyn in dem schönen Garten, und auf dem Teiche, und im Walde! O, und in dem Haselgebüsch, da suchen wir Nüsse, und spielen Verstecken!"

Die Kinder hüpften vor Freude, sie umarmten und drückten und küßten sich. Dann sahen sie vor Ungeduld aus der Thür, und horchten, ob der Vater noch nicht käme!

Der Vater blieb ihnen zu lange. „Komm doch, Vater, rief endlich die dreiste Luise die Treppe hinauf, der Wagen ist lange schon da!"

Jetzt kam der Vater. „Ich bin auch lange schon fertig, sagte er, aber ich habe nur erst das Wetter angesehen, und ich glaube es wird den ganzen Tag regnen, auch sprüht es schon ganz artig. Wollt ihr meinem Rathe folgen, so bleiben wir heute zu Hause, und fahren morgen, oder so bald es wieder ein schöner Tag wird.

„Zu Hause bleiben?" fragten die Kinder, und auf allen Gesichtern war die Fröhlichkeit verschwunden. — „Wird es denn gerade den ganzen Tag regnen? — Es kann ja wohl auch noch gutes Wetter werden?"

„Ja, antwortete der Vater; es kann freilich noch gut werden, aber es sieht mir nicht darnach aus. Der ganze Himmel ist trübe, und die Wolken hangen ziemlich tief."

Es wurde noch manches darüber gesprochen. Der Vater stellte den Kindern vor, daß ja doch ihre Freude verdorben wäre für heute, wenn es auch nur einige Stunden stark regnete, und die Kinder seufzten und klagten. — Am Ende beriefen sie sich auf das Versprechen, welches ihnen der Vater gethan hätte!

„Nun gut, sagte der Vater, wenn ihr euch nicht wollt bedeuten lassen, so kommt! Wort halten muß ich!"

Die Kinder stiegen in den Wagen ein, und hofften das Beste.

Der Regen fiel immer dichter und dichter, und schlug mit starkem Geräusch an die Fenster

des Wagens. Aengstlich sahen die Kinder bald durch dieses, bald durch jenes Fenster, ob nicht der Himmel heller werden, und die Wolken sich brechen wollten. Aber der Himmel wurde immer trüber und die Wolken sanken tiefer und tiefer. Dazu fuhr der Wagen immer langsamer, weil sich mit jedem Augenblicke der Weg verschlimmerte. Der Weg war eben nicht lang, aber den Kindern schien es, als wollte er nimmermehr aufhören. Still und stumm saßen sie da, und sahen den Vater verlegen an. Gern wären sie jetzt wieder zu Hause gewesen, wenn es nur angegangen wäre; indessen schämten sie sich, es laut zu sagen. — Es war eine traurige Reise! —

Endlich kamen sie an. „Ihr armen Leute, rief Herrn Alberts Freund, was bringt ihr für schlechtes Wetter mit! Ihr seyd gewiß schon unterwegs gewesen, wie es zu regnen anfing?“ „O nein, erwiederte Herr Albert, — der Regen ließ sich voraussehen, und es regnete wirklich schon ziemlich stark beim Ausfahren, aber es gab gewisse Leute, die allem Regen zu trotz, dennoch fahren wollten!“

Die Kleinen wurden hochroth!" Ich bedaure Euch nur, ihr kleinen Menschen, sagte der Freund, daß ich euch nun so wenig Vergnügen werde machen können. In den Garten und auf den Teich können wir leider nun nicht."

Den Kleinen traten fast die Thränen in die Augen. — Ihr gütiger Wirth suchte sie aufzuheitern, so viel er nur konnte. Er führte sie in seinem Hause überall herum, zeigte ihnen Bilder, führte sie auf seine Böden, wo sein Getraide lag, und in seine Ställe, wo Kühe und Pferde standen; und er ließ ihnen alles auftragen, was ihrem Gaumen angenehm seyn konnte. Das zerstreute zwar die Kinder ein wenig, aber es machte sie doch nicht vergnügt. Den größten Theil des Tages standen sie niedergeschlagen und traurig an den Fenstern, und sahen nach dem schönen Garten und nach dem Teiche hin, auf welche sie sich so herzlich gefreut hatten.

Wie es Abend war, und der Regen ein wenig aufgehört hatte, und die Wolken sich immer mehr und mehr brachen, da freuten sie sich, daß es wieder zu Hause gehen sollte, und wie sie zu Hause gekommen waren, da war es ihnen, als hätten sie ein großes Elend überstanden.

Jetzt erzählten sie der Mutter (die Mutter hatte häusliche Geschäfte gehabt, und war darum nicht mitgefahren) — wie traurig ihnen der Tag hingegangen sey.

„Das ist schlimm, sagte die Mutter; aber ihr hättet ja das alles vermeiden können, wenn ihr dem Rathe des Vaters gefolgt wäret!“

Der andere Tag war ein lieblicher heiterer Tag! Kein Wölkchen am Himmel. — die Kinder standen wieder am Fenster, wie gestern, und fast eben so niedergeschlagen und traurig. „Wer doch heute fahren könnte!“ sagte ganz leise Karl zu seinen Geschwistern, und diesen konnte man es leicht ansehen, daß sie völlig in diesen Wunsch einstimmten.

Die Mutter hatte wohl gehört, was Karl sagte, und verstand recht gut, warum die Kinder so still waren, und so heimlich seufzten. „Seht ihr wohl,“ sagte sie, „man muß auch zu rechter Zeit entbehren können!“

„Wenn doch der Vater bald einmal wieder zu seinem Freunde führe!“ Der schöne Gar-

ten! — der herrliche Teich! Da wollten wir einmal fröhlich seyn! — Wären wir nur nicht so einfältig gewesen, und hätten damals mit aller Gewalt fahren wollen.“ — So sprachen die Kinder oft untereinander und konnten das Vergnügen gar nicht vergessen, welches sie sich selbst so verderbt hatten.

Der Vater und die Mutter hatten wohl da und dort ein Wörtchen von den Gesprächen gehört, aber sie sagten nichts dazu, und die Kinder schämten sich viel zu sehr, als daß sie den Vater noch einmal hätten bitten sollen, aufs neue den Freund zu besuchen.

Vierzehn Tage nach der traurigen Reise, an einem schönen Morgen, kommt auf einmal eine Kutsche, und hält vor Alberts Hause still. Die Kinder sahen einander an — „ was will denn die Kutsche? sagen sie; es sitzt ja kein Mensch darinnen. — Der Vater hat doch nicht gesagt, daß er verreisen will.“ „Ach wenn doch . . . . fingen sie an, aber sie sprachen es nicht aus, was sie dachten. Sie sahen die

Mutter an, und erwarteten von ihr Auskunft, aber die Mutter lächelte und schwieg.

Jetzt tritt der Vater in die Stube. „Wer mit will, der komme, spricht er freundlich; ich habe eine kleine Reise vor!"

Welch eine Verwirrung, welch ein Lärm entsteht unter den kleinen Leuten. Alles schreit und läuft durcheinander. „Wo ist mein Hut?" — „Ich kann meine Handschuh nicht finden." — „Wo muß nur mein Strickbeutel seyn." „Vater! nur noch einen Augenblick, ich habe mein Tuch noch nicht." — So gieng das ein Paar Minuten lang unaufhörlich fort.

Jetzt hatten sie alles beisammen; Vater, Mutter und Kinder stiegen in den Wagen ein, und, — dahin rollt er.

„Aber wo geht es denn hin, Vater?" — Der Vater antwortet nicht. — „Das ist doch der Weg nicht, den wir zuletzt fuhren? — „Nein," antwortet der Vater; und bei dem einzigen Worte wurden die Kinder auf einmal sehr kleinlaut. Nun gehts doch nicht, dächten sie, zu Herrn Ehrberg — so hieß der Freund von Albert.

Der Wagen fuhr schnell, und ehe sie es dachten, fährt er in ein Dorf hinein, und auf

einen groſzen, geräumigen Hof. — Welch ein Entzücken! da ſteht Herr Ehrberg vor ſeinem Hauſe!

„Willkommen, Kinder! willkommen!!" ruft er vergnügt; „heute trefft ihr es beſſer."

„Ach! ach!" rufen die Kinder, und vor Freude können ſie kein Wort weiter vorbringen, und vergeſſen ſogar ihren Wirth zu begrüſſen. Sie taumeln eins nach dem andern in Ehrbergs Arme, ſie drücken, ſie küſſen ihn, und an ſeiner Hand gehen ſie ins Haus.

„Vater, ſagen die Kinder, wie haſt du uns hergebracht?"

„Ich habe einen andern Weg nehmen laſſen, antwortet der Vater, welchen ihr noch nicht kennt."

Es war ein ſeliger, glücklicher Tag für die Kinder. Alle Plätze im Garten, alle Stellen im Walde wurden beſucht, alle Haſelſträuche durchſtört, und der Teich wurde mehr als einmal, herüber und hinüber befahren. Der ganze Tag war ihnen wie ein Augenblick verſchwunden, und lange nachher erinnerten ſie ſich, wie fröhlich ſie an dem Tage geweſen waren.

Die begrabene Schwalbe.

Hinten unter dem Schuppen in Edelweins Hofe, bauten sich ein Paar Schwalben ein Nest, und Edelweins Kinder sahen dem Fleiß der muntern Vögelchen täglich ein wenig zu. Sie sahen es so gern, wenn die Schwalben in ihrem Schnabel Mörtel herbei trugen, und wenn sie eine Zeitlang gebaut hatten, sich einige Augenblicke auf das Nest setzten, und fröhlich zwitscherten.

In wenigen Tagen war das Nest vollendet, und die Schwalben wohnten darinnen.

Nach einigen Wochen hört Karoline, die älteste unter den Kindern, ein leises Zwitschern im Nest, und sieht bald darauf eine Schwalbe zum Nest fliegen, und wie sie zum Nest flog, da kuckten auf einmal fünf kleine Schwalbenköpfchen mit gelben Schnäbelchen, aus dem Nest hervor.

Karoline eilt zu den andern. „Sie haben Jungen, unsere Schwalben, ruft sie freudig; und die Alten füttern sie!“

Von nun an waren die Kinder sehr oft im Schuppen, und am öftersten Karoline, und freuten sich, wenn die Alten kamen, und ehe sie noch am Neste waren, sich alle Köpfchen der Jungen entgegenstreckten, und alle nach der Reihe etwas bekamen. Sie waren auch wohl unwillig über den einen Alten, der immer geflogen und dicht bis ans Nest kam, und dann blos zwitscherte, ohne die Jungen zu füttern. „Bring lieber deinen Kindern etwas, riefen sie ihm zu, und füttere sie!“

Die jungen Schwalben wurden größer, und Karoline, die täglich drauf Achtung gab, sieht sie eines Tages alle auf dem Rande des Nestes sitzen, völlig ausgewachsen und befiedert. Sie bemerkt auch seit dieser Zeit eine Unruhe im Neste, und daß ein Schwälbchen von den andern aus dem Neste gedrängt wird, und kaum sich an dem Rande des Nestes erhalten und wieder hinein helfen kann, und sie bedauerte die arme Schwalbe, die die andern verstoßen wollten.

Die Kinder gaben jetzt genauer noch als vorher auf die jungen Schwalben Achtung. Sie wollten so gern ihren ersten Ausflug sehen, und sie sahen ihn auch wirklich.

„Nicht weit von dem Neste war auf dem Hofe eine kleine Leine aufgezogen, um Wäsche darauf zu trocknen, und bis dahin gieng der erste Ausflug. Die Alten flogen voran, und die Jungen folgten, und alle setzten sich auf die Leine. Die Sonne schien hieher, und die Jungen ließen es sich dort wohlgefallen. Nach einer kleinen Weile giengs wieder ins Nest zurück.

Den nächsten Tag konnten die Kinder nicht zu dem Neste. Es regnete mit vollen Güssen und die warme Luft kühlte sich merklich ab. Der nächste Vormittag hatte noch einzelne Regengüsse, und erst des Nachmittags konnte Karoline zum Neste, und wie sie kommt, da flattert ein armes Schwälbchen auf einem Holzstoß, Karoline greift es, und findet es ganz naß und kalt.

„O gewiß!“ ruft sie mitleidig, gewiß haben die Garstigen dich aus dem Neste gestossen, und der Regen hat dich so naß und kalt gemacht.

Karoline trägt den kleinen Verstossenen ins Haus, und alle Kinder bedauern ihn. Sie kommen alle überein, ihn erst ein wenig zu wärmen und zu füttern, und dann den Vater zu bitten, ihn wieder in sein Nest zu setzen.

Die Kinder holen ihre weichsten Tücher und trocknen behutsam und sanft die junge Schwalbe. Dann werden Puppenbettchen herbeigeholt, und das Schwälbchen wird hineingesetzt. Nun werden Fliegen gefangen und dem kleinen Thier vorgehalten, aber es will sie nicht.

Die Kinder wissen nun nicht, was sie mit dem armen Geschöpfe machen sollen. Karoline beruhigt sie. „Laßt es nur erst wieder warm seyn,“ sagt sie, „dann wird es schon fressen!“

Das Thierchen fraß nie wieder — zwei Stunden darauf war es todt. Die Kinder wollten ihm Athem einhauchen, aber es ist vergebens; sie fragen den Vater, die Mutter um Rath; auch diese können nicht helfen.

Die unglückliche Schwalbe war den Kindern so werth, daß sie dieselbe nicht so geradehin

wegwerfen wollten; sie berathschlagen sich, und werden eins, dieselbe ordentlich zu begraben.

Drei Tage behielten sie die todte Schwalbe, und am vierten wurde sie begraben.

Am vierten Tage des Nachmittags kamen einige Gespielen zu den Kindern, und Karoline holte eine Schachtel, legt ein weißes Tüchelchen hinein, und die Schwalbe darauf, und auf beiden Seiten, werden zwei frische Rosen gelegt.

Die Kinder gehen in den Garten. Dahin soll die Schwalbe begraben werden, wo Karolinens kleiner Spitz lag, und ihr Kanarienvogel. Eben soll die Schwalbe begraben werden, da kommt der Vater von ohngefähr in den Garten; die Schwalbe steht schon an dem kleinen Loche, welches Karoline gemacht hatte, die Kinder stehen umher, und Karoline hat sich so hingestellt, als ob sie eine Rede halten wollte.

Der Vater weiß von allem nichts; er fragt; die Kinder erzählen ihm, und Karoline hatte in der That auf ein Paar Worte studiert, die eine Rede vorstellen sollten.

„Darf ich die Rede mit anhören? fragt der Vater.

„Nein Vater, antwortet Karoline, da schäme ich mich ja."

„Ich hätte die Rede gerne gehört," spricht der Vater. — Karoline besinnt sich. Sie möchte den Vater wohl zuhören lassen, und fürchtet sich doch auch, in seiner Gegenwart die Rede zu halten.

„Vater, sagte sie, tritt hier in die Laube; da kannst du durch die Zweige sehen und hören — und ich will mir einbilden, du wärest nicht da!"

Der Vater muß im Winkel der Laube sich verbergen, und Karoline hält die Rede.

„Du bist nun todt, armes kleines Thier, und wir hätten dich so gerne am Leben erhalten! Wenn du doch hättest können am Leben bleiben! Du würdest schon besser haben fliegen lernen — Du wärst mit den andern dann durch die Luft geflogen, und hättest eben so fröhlich gesungen wie sie, und hättest dir auch deine Fliegen und Mücken gefangen, und wenns

Winter geworden wäre, wärst du weit von uns hinweggezogen, dahin, wo es viel besser und wärmer ist, und übers Jahr wärst du wiedergekommen, und hättest dir unter unserm Schuppen ein eignes Nestchen gebauet, und wir hätten es dir gewiß nicht verstöhrt. Aber deine bösen Brüder haben dich aus dem Neste gestossen, und es war so kalt und naß an dem Tage, sonst wärst du wohl wieder hineingekommen; so aber, warst du erstarrt.

Ach wir haben dich sehr bedauert, und wollten dich aufthauen, und füttern, und wollten dir wieder Athem einhauchen; aber es ging nicht. Wer weiß auch, wie lange du schon auf dem Holzstoß gesessen und gehungert hattest, und hattest dich gegrämt über deine Brüder und warst erstarrt, ehe wir dich fanden — da kam unsre Hülfe zu spät.

Schlaf wohl, liebes Thier, du brauchst nun keine Fliegen und kein Nest, und deine Brüder werden dir nichts mehr thun: aber so oft ich hier vorbeigehe, werde ich dich immer bedauern."

So sprach Karoline; die Kinder hörten schweigend und aufmerksam zu. Der Deckel wurde über die Schachtel gedeckt, die Schwalbe in die kleine Grube gethan, und die Erde darüber geworfen, und stumm giengen die Kinder davon.

Das Hahnenschlagen.

Herr Steinhorst erhielt mit seiner Familie von seinem Bruder eine Einladung aufs Land. „Ich will meinen Leuten ein Fest geben, sagte er, ein Hahnenschlagen, auf der großen Wiese; die Leute haben mir fleißig gearbeitet!"

Steinhorsts Kinder wußten nicht, was ein Hahnenschlagen sey, und baten den Onkel um Erklärung. „Kommt nur, sagte der Onkel, ihr werdet es sehen!"

Die Kinder sahen es. An dem bestimmten Tage waren sie mit ihren Aeltern beim Onkel.

Der Onkel führte sie alle auf eine große Wiese, die ringsumher mit Weidenbäumen umpflanzt war. Hier waren viele junge Bauersleute versammelt unter den Bäumen, und hatten ihre besten Kleider und Jacken an. Vor den Bäumen war eine junge grüne Tanne in

in die Erde gesteckt. Der Wipfel war mit einem großen seidnen Tuche behängt, und die Zweige mit rothen und grünen Bändern geputzt. Am Fuß der Tanne lag ein Dreschflegel, und ihr gegenüber, in einer Entfernung von hundert Schritten etwa, stand ein großer Topf, auf einem Brette.

Die Kinder wußten nicht was das werden sollte. „Onkel was soll der Topf?" fragen sie. — „Da steckt eben der Hahn;" antwortet der Onkel; wer den Hahn mit dem Dreschflegel trifft, der bekommt das Tuch und die Bänder von der Tanne."

„O der arme Hahn! rufen die Kinder, da wird er ja tod geschlagen!

Die Kinder bitten den Onkel, er solle den Hahn herauslassen, es wäre ja gut genug, wenn der Topf getroffen würde — es sey das kein hübsches Spiel!"

„Laßt ihr den Hahn nur," antwortet der Onkel, „es wird ihm wohl nicht viel geschehen— ausser daß er ein wenig Angst ausstehen muß!"

Die Kinder errathen nicht, wie das zugehen soll, und zittern für den Hahn. Indessen geht das Spiel an.

Ein junger Bauer wird vorgeführt, und nun werden ihm die Augen verbunden und der Dreschflegel ihm in die Hand gegeben. Er geht tanzend auf die Gegend zu, wo der Topf stand, und die Musikanten, die unter den Weidenbäumen mit Hörnern und Geigen standen, spielten dazu.

Jetzt sahen erst die Kinder, worauf es bei diesem Spiele ankam: denn sie hatten nicht gedacht, daß die Augen würden verbunden werden.

Der junge Bauer gieng anfangs in gerader Richtung auf den Topf zu; aber er verlohr diese Richtung bald, und kam weit links ab, und weit über den Topf hinaus. Da blieb er still stehen, hob den Dreschflegel hoch auf, und that einen gewaltigen Schlag — auf den Rasen. Die Musik hörte gleich nach dem Schlage auf, und von allen Seiten erhoben die Zuschauer ein lautes Gelächter.

Es wurde ein anderer vorgeführt. Die Augen wurden verbunden, der Dreschflegel in die Hand gegeben; die Musik gieng an, und der Mensch gieng auf den Topf los, schlug und — traf ebenfalls den Rasen, und wie er

das Tuch von den Augen riß, fand er, daß er zwanzig Schritte zu weit rechts war.

Die Musik schwieg stille, und das Gelächter erhob sich anstatt derselben.

Achtzehn junge Bauersleute wurden auf diese Weise vorgeführt, und alle achtzehn fehlten — der eine kam weit über die Stelle des Topfs hinaus, der andere war lange noch nicht daran; dieser war zu viel rechts, ein anderer zu viel links, und manche waren so ziemlich im Kreise herumgegangen, und standen mit dem Gesicht wieder nach den Weiden zu, von welchen sie ausgegangen waren. Alle schlugen fehl, und wie sie geschlagen hatten, so fehlte fast niemals das Gelächter; nur bei denjenigen war es etwas schwächer, die nur um einen oder zwei Schritte gefehlt hatten. — Gerade bei diesen war den Kindern um den Hahn am meisten bange gewesen.

„Wer bekömmt nun das Tuch und die Bänder?“ fragten die Kinder. „Noch keiner!“ antwortete der Onkel; es geht nun wieder von

neuem an, und es kann wohl noch zwei=, drei=mal so gehen!"

Jetzt kam ein Mensch, der vorher nicht mitgeschlagen hatte; er hatte eine Schürze vor, und hatte bisher Kuchen und Bier unter die jungen Leute ausgetheilt — es war der Aufwärter, der dafür sorgen mußte, daß es an nichts fehle.

Die Augen hatte er sich verbunden und den Dreschflegel genommen. Er gieng gerade auf den Topf los, aber es gieng keine Musik dabei. — Er war dicht am Topfe — er hob den Flegel in die Höhe, die Kinder zitterten für das Leben des Hahns! aber plötzlich wandte sich der Mann, und die Kinder erholten sich von ihrer Angst; — aber wie viel fürchteten sie mehr, da sie sahen, daß er mit seinem hoch aufgehobenen Flegel dicht vor den Zuschauern stand, und eben zuschlagen wollte!

Die Kinder wollten laut aufschreien, und konnten nur vor Schrecken nicht — denn eben schlug er zu und traf glücklicher Weise niemand.

„Sind das Leute?" rief eins von den Kindern, das am ersten wieder so viel Athem bekam, um sprechen zu können. — Die Leute gehn

nicht einmal weg; — wenn sie der Mensch nun getroffen hätte!"

„Merkst du es denn nicht, sagte der Onkel, daß das blos Spas war?" Dieser Mann schlägt gar nicht mir, und konnte hinter seinem Tuche ganz gut sehen. – Jetzt aber wird es gleich wieder von vorne angehen.

Es gieng auch wirklich wieder an, und es gieng fast eben so, wie das Erstemal; die meisten kamen weit von der Stelle ab, wo der Topf stand. — Die Kinder glaubten schon, es würde niemand den Topf treffen, und freuten sich heimlich darüber; denn da könne dem Hahn doch nichts zu Leide geschehen.

Jetzt kam einer — er schien recht weit von der Gegend des Topfs hinweg zu gehen; aber plötzlich wandte er sich, gieng gerade auf den Topf zu, hob den Flegel und schlug, und der Topf krachte, und lag in Scherben zertrümmert. — Die Zuschauer jauchzten!

Die Kinder hatten gezittert, jetzt meinten sie, sey der Hahn ohne Rettung verlohren; sie

wunderten sich darum um so mehr, da sie keinen Hahn sahen.

„Wo ist denn der Hahn?" fragten sie den Onkel? Aber sie hatten keine Antwort nöthig, denn eben kam eine Frau, hob das Bret auf, auf welchem der Topf gestanden hatte, zog den Hahn unter demselben hervor, und streichelte und liebkoset das Thier.

„Da hat er also in einem Loche gesteckt!" riefen freudig die Kinder — nun gefällt uns das Spiel noch einmal so schön!

Das seidene Tuch wurde nun von der Tanne herabgenommen, und dem, der so glücklich traf, auf die rechte Achsel gesteckt; die Bänder schmückten die andere Achsel und den Hut.

Jetzt fieng ein Tanz an unter den Landleuten. Jünglinge und Mädchen tanzten Paar und Paar. Der, der den Preis gewonnen hatte, voran, die übrigen hintendrein.

Die Musikanten spielten lustig, die Landleute jauchzten und der Aufwärter gab fleißig Kuchen und Bier herum!

Vater Thalheims Abendgespräche.

I.

Vater Thalheim war ein wenig auf den Wiesen spazieren gegangen, welche hinter seinem Garten lagen. Er kam durch die Hinterthür des Gartens zurück, und fand seine Kinder, Theresen, Wilhelm und Carl schon im Gartenhause seiner warten.

Der Vater legte seinen Hut auf den Tisch, und die Kinder sahen denselben mit grofsen Augen an, denn es waren eine ziemliche Menge Sehmetterlingsflügel und Käferflügel mit Nadeln am Hute befestigt.

Carl. Wo hast du die Flügelchen her, Vater? — Hast du den armen Thieren die Flügel ausgerissen?

Therese. Wie kannst du das glauben?— Da hätte ja der Vater die kleinen Thiere ge-

martert! Aber ich möchte wohl wissen, wie du zu so vielen Flügeln kommst?

Vater. Du kannst zu mehrern kommen, wenn du auf die Wiesen hinter unserm Garten gehen willst — dort liegen genug.

Wilh. Wie sind denn die dorthin gekommen? Es wird sie doch keiner hingetragen haben?

Vater. Hingetragen? — Ein Mensch freilich nicht — aber wohl ein Thier. Oder vielmehr das Thier hat die Schmetterlinge und Käfer hingetragen, und hat sie aufgefressen, und hat dann die Flügel liegen lassen.

Wilh. Ein Thier? Da möcht' ich doch wissen, was für ein Thier das seyn könnte?

Carl. Hunde sinds gewiſs nicht — die fressen keine Schmetterlinge: — aber Vater, Katzen sinds vielleicht. Ich habe unserer Katze ein Paarmal im Garten zugesehen, wie sie hinter den Schmetterlingen her war. Sie fieng auch zuweilen einige, und machte sie mit den Krallen todt.

Vater. Hast du aber auch gesehen, daſs sie dieselben aufgefressen hat?

Carl. Nein, Vater! aufgefressen nicht.

Therese. Katzen fressen ja auch keine Schmetterlinge, und Käfer eben so wenig. Sie fangen dieselben nur, und spielen erst ein wenig damit, und dann machen sie die Thiere todt. — Es sind vielleicht Sperlinge gewesen.

Vater. Allerdings — ihr hättet es in unserm Garten auch sehen können, wie die Sperlinge sich Schmetterlinge und Käfer holen und aufzehren.

Carl. Ja, Vater! das hab' ich auch gesehen; und Wilhelm und Therese auch. Aber warum spucken sie denn die Flügel aus? Sie könnten sie doch auch mit fressen.

Therese lachte. Ausspucken? können denn die Sperlinge ausspucken? Aber ich denke, sie werden die Flügel wohl gleich abpicken, und lassen sie dann liegen.

Vater. So denke ich auch. Ohne Zweifel thun sie es aber deswegen, weil ihnen die Flügel zu hart sind; am wenigsten würden sie die Flügeldecken der Käfer vertragen können, welche daher in ziemlich groſser Menge auf der Wiese lagen.

Wilh. Aber Vater, das ist garstig, daſs die Sperlinge diese kleinen Thiere auffressen!

Carl. Sie könnten ja solche kleinen Saamenkörner fressen, wie sie immer auf unserm Hofe holen, wenn die Hühner gefüttert werden.

Vater. So? haben denn die Sperlinge immer solche kleine Sämereien? — Und wenn sie auch immer dergleichen hätten, so wollen sie doch auch wohl einmal etwas anders fressen. — Wolltet ihr denn wohl beständig Brod essen?

Ther. Und das ist ja auch recht gut für uns, daſs sie solche Thiere fressen; sonst würden uns die Käfer und die Raupen alle unsere Gewächse verderben.

Wilh. Das ist wahr — ich habe es selbst gesehen, wie die Käfer und Raupen ganze Bäume kahl gefressen hatten — es sahe ganz traurig aus, die Bäume so ohne alles Laub zu sehen!

Ther. Ich weiſs nicht, wo ich es gelesen habe. — Da stand, es wäre recht gut, daſs immer ein Thier dem andern zur Nahrung dienen müſste.

Vater. Allerdings — sonst würden viele Thierarten sich gar zu sehr vermehren, und dann würden die andern nicht genug zu fressen haben. Sehr viele Thiere fressen daher wieder andere Thiere — sie sind dazu gemacht, sich entweder ganz allein, oder doch zum Theil von andern Thieren ernähren zu müssen.

Wilh. Ach ja — die Löwen fressen nichts als andere Thiere —

Theres. Auch die Tiger, die Luchse, die Leoparden, die Wölfe, und noch viele andere — die heifsen Raubthiere.

Vater. Ganz recht. Zumal diese Raubthiere, die fressen nichts als andere Thiere.

Wilh. Gar nichts weiter, Vater?

Vater. Nein — gar nichts weiter.

Carl. Aber wenn sie nun keine Thiere haben, wenn sie gar keine haben; was fressen sie denn da?

Vater. Das habe ich schon gesagt.

Carl. Ich habe nichts gehört.

Wilh. Ich auch nicht.

Vater. Nicht? — Ich habe gesagt: diese Raubthiere fressen nichts als andere Thiere — Fressen sie denn da etwa Laub oder Kräuter?

Wilh. Nein, die fressen sie nicht.

Vater. Wenn sie nun blos und allein Thiere fressen, und nichts als Thiere, was fressen sie denn nun, wenn sie keine Thiere haben.

Wilh. O nun weiſs ichs — da fressen sie nichts.

Carl. Da müssen sie ja hungern!

Vater. Freilich — sie sterben lieber, als daſs sie etwas anders fressen sollten.

Therese. Aber das geschieht wohl nicht leicht, daſs sie vor Hunger sterben müſsten.

Vater. Ich glaube nicht; wo diese Thiere leben, da giebt es meistens Nahrung genug für sie. — Sie leben gewöhnlich in groſsen Wäldern, und da findet sich wohl immer etwas.

Wilh. Aber das kann doch wohl kommen, daſs sie einmal einen Tag lang kein Thier antreffen?

Vater. O ja! Das schadet ihnen aber auch nicht. — Sie können mehrere Tage hungern, und vielleicht viele Tage, wenn sie sich einmal recht satt gefressen haben — sie sollen wohl acht bis zehen Tage hungern können. —

Und wenn sie auch nur zu Zeiten wenig haben, so können sie sich schon behelfen, bis sie wieder einmal recht viel antreffen.

Therese. — Ich kenne doch ein Raubthier, das etwas anders frisst als andere Thiere.

Vater. Ich auch. Der Fuchs frisst auch gern Honig und Weintrauben und andere Früchte; so auch der Marder, und noch viele andere.

Ther. Nein, die meine ich nicht — ich kenne ein Raubthier, welches Salat frisst — Bohnen und Gurkensalat.

Wilh. O das ist unsere Katze — die frisst Salat. Sie hat erst gestern der Mutter etwas davon genascht.

Vater. Sieh doch! Ihr gebt mir ja ordentlich aufzurathen. — Ob denn aber auch wohl eine wilde Katze Salat fressen würde, wenn man ihr denselben hinsetzte?

Therese. Das glaube ich nicht — das lernen sie wohl erst bei uns.

Vater. So denke ich auch. Thiere, die bei dem Menschen durch lange Zeit zahm geworden, und Hausthiere gewesen sind, werden in vielen Dingen ganz anders. Der Hund

frisst bei uns auch viele Dinge, welche kein wilder Hund fressen würde.

Carl. Was denn, Vater?

Wilh. O, weisst du das nicht! Klöse, Kartoffeln, Rüben.

Vater. Ueberhaupt Mehlspeisen und Gemüse, welche kein wilder Hund fressen würde.

Carl. Ach da ist Nachbars Pudel, der frass auch im Garten die Stachelbeeren — er wusste sie recht artig aus den Büschen hervor zu suchen, und schüttelte mit dem Kopfe, wenn er sich in die Nase gestochen hatte.

Wilh. O er frass auch im vorigem Jahre die Weintrauben ab; da musste ihn sein Herr an die Kette legen; er hätte sonst gar keine Traube behalten.

Vater. Da siehst du ja, wie ein Raubthier seine Lebensart ändert, wenn es zahm und zum Hausthier geworden ist. Wer weiss, ob nicht selbst die Löwen manches andre als Fleisch fressen würden, wenn sie seit langen Zeiten wären zahm gemacht worden.

Wilh. Aber die Löwen kann man wohl auch nicht zahm machen?

Vater. So leicht wohl nicht, als manche andere Thiere; indessen sind sie sonst, und auch noch jetzt in manchen Gegenden so zahm gemacht worden, daſs man sie an Wagen gespannt hat und damit gefahren ist.

Ther. Vater, möchtest du mit Löwen fahren? — Wenn nun die Thiere wild und böse würden? —

Vater. Das wäre freilich schlimm — aber zuweilen werden auch unsere Pferde wild genug, und lassen sich oft auch nicht bändigen. Selbst mit unsern Ochsen und Kühen geht es zuweilen so.

Carl. Sind denn das auch Raubthiere?

Therese. O! fressen denn unsere Ochsen und Kühe andere Thiere?

Carl. Sie fressen ja Gras und Laub und Kräuter — ach sieh doch. — Nein das sind keine Raubthiere.

Wilh. Aber Vater, die Enten fressen doch auch andere Thiere — Schnecken, Fische, Würmer — sind denn das Raubthiere?

Vater. Eben so wenig als die Sperlinge. Es fressen zwar viele Vögel, Enten, Gänse, Hühner, Sperlinge, Finken, Nachtigallen,

und mehrere andere auch kleine Thiere, aber sie sind deswegen doch keine Raubvögel: denn sie leben auch von Saamenkörnern, Früchten, Pflanzen, und können davon völlig sich erhalten.

Carl. Raubvögel, sagst du, Vater — gibts denn solche Vögel, die blos von andern Vögeln leben?

Vater. Von andern Thieren willst du sagen? — O ja. Du wirst doch wohl vom Adler etwas gehört haben?

Carl. Ach daran hatte ich nicht gleich gedacht — Der raubt Hasen, junge Lämmer und Ziegen, und Gänse, Hühner und Tauben.

Wilh. Ja, und die trägt er auch seinen Jungen ins Nest.

Therese. Und die Geier, die Falken und Habichte sind auch Raubvögel. Die grossen Geier holen sogar kleine Kinder.

Wilh. Vater! hier haben wir wohl keine Geier?

Vater. Nein! du bist sicher, dass sie dich nicht holen.

Carl. Ich kenne noch ein Raubthier, Vater, welches kein Vogel ist!

Vater. Das glaube ich. Wir haben schon vorher mehrere genannt — Wölfe, Luchse, Löwen....

Carl. Nein, solche nicht — solche gar nicht — ein ganz anderes.

Vater. Du meinest also ein Raubthier, welches weder ein vierfüſsiges Raubthier, nooh ein Raubvogel ist?

Carl. Ja das meine ich — es war ein...

Theres. — O nun weiſs ich es auch schon — Die Köchin hat neulich so eins geschlachtet.

Wilh. Das ist ein Hecht — der hatte ein Paar junge Aale im Leibe. Die Mutter sagte, es wäre ein gefräſsiger Raubfisch; und wenn ihrer viele in einem Karpfenteiche wären, so würde der Teich von Karpfen ganz leer.

Vater. Also die Raubfische hast du gemeint. — Da giebt es also schon drei verschiedene Arten von Raubthieren.

Therese. Giebts denn noch mehrere Arten von Raubthieren?

Vater. Du meinst, ob unter den andern Thieren, welche nicht vierfüſsig, auch

nicht Vögel und nicht Fische sind, noch Raubthiere sind?

Therese. Ja, so meynte ichs.

Vater. Nun, was gibts denn noch für Klassen, oder wie du es nanntest, für Arten von Thieren?

Therese. Würmer noch, und Insekten.

Vater. Hast noch eine Klasse vergessen, die Amphibien oder Knorpelthiere.

Therese. Ja die! — da vergesse ich den Namen immer.

(Der Vater beschrieb erst den Kindern die Kennzeichen dieser Thiere, ehe er weiter sprach.)

Vater. Du fragtest, ob es unter diesen Klassen auch noch Raubthiere gebe? — Das hättest du dir selbst beantworten können. — Ihr alle kennt wenigstens einige Raubthiere, unter diesen.

Wilh. Ich nicht.

Carl. Ich auch nicht, Vater.

Vater. Gewiſs nicht?

Carl. u. Wilh. Nein gewiſs nicht — du kannst es glauben.

Therese. Ich kann mich auch auf keins besinnen.

Vater. Den Krokodill kennt ihr also nicht?

Alle Kinder. O! o!

Vater. Nun da kennet ihr ja auch ein Raubthier unter den Amphibien — kennt ihr denn auch den Haifisch nicht? —

Wilh. Ja, das ist aber ein Fisch.

Therese. Nein — das hat der Vater uns schon einmal gesagt — er hat keine Kiemen wie die Fische, und bringt lebendige Junge.

Carl. Und der Krokodill bringt wohl auch lebendige Junge?

Vater. Auch vergessen? — Erinnerst du dich nicht mehr an ein Thier, welches ihm seine Eier wegfrisst.

Carl. Ach sieh doch! daran dacht ich nicht — es legt Eier.

Vater. Da kennet ihr also unter den Knorpelthieren schon zwei mächtige Raubthiere — aber ihr kennet noch mehr.

Wilh. Noch mehr?

Vater. Ja freilich. Einige Arten von Schlangen zum wenigsten kann man wohl zu den Raubthieren zählen. — Ihr habt doch wohl von der Klapperschlange gehört?

Wilh. O ja — welche Haasen, Eichhörnchen, Vögel und andere Thiere frisst.

Vater. Und die Königsschlange, welche an sechsmal so lang ist als die Klapperschlange, erwürgt sogar Ochsen, Tiger und andere grosse Schlangen. — Es fehlt unter den Amphibien an Raubthieren nicht. — Unter den Insekten kennet ihr alle wenigstens ein Raubthier.

Carl. Kenne ichs auch?

Vater. Ei ja wohl.

Wilh. Ich kann mich nicht besinnen.

Therese. Macht sich ein Netz vor den Fenstern, an den Weinplanken, in Gebüschen und Bäumen — fängt Fliegen und ...

Carl. Stille nur — nun weiss ichs — die Spinne.

Therese. Aber unter den Würmern, Vater, kenne ich gewiss kein Raubthier — habe schon hin und her gesonnen.

Vater. Das kann wohl seyn. Indessen sind einige Arten von Muscheln dafür anzusehen; auch kann man die Polypen hieher rechnen.

Wilh. Ach das Thier, welches man zerschneiden kann, ohne daſs es ihm schadet — es lebt im Wasser.

Vater. Richtig — aber nur nicht im Fluſswasser, sondern im stillstehenden — in Gräben und Teichen — Aber wir haben lange zusammen gesprochen. Kommt, wir wollen noch ein wenig im Garten umher gehen!

II.

In Thalheims Gartenhause hatte sich eine Wegewindenranke zwischen den Steinen hervorgedrängt, und die Blätter der Ranke sahen ganz gelb aus. Auſserhalb des Gartenhauses war die ganze Staude, zu welcher diese Ranke gehörte, völlig grün mit allen ihren Blättern.

Wilh. Sieh, das ist artig — nur die einzige Ranke hier ist gelb, alle übrigen, draus-

sen am Gartenhause sind grün — wie kommt das das nur?

Ther. Das hat uns der Vater ja schon einmal gesagt *) — der Ranke fehlts am Lichte.

Vat. Am Lichte? — Ist denn hier kein Licht im Gartenhause? Wir können doch hier recht gut sehen!

Ther. Ja — ich meine nur, die Sonne kann nicht herein — am Sonnenlichte fehlts.

Vat. So laſs ich mir es auch gefallen — wo das hinfällt, wird fast alles dunkler.

Wilh. Alles?

Vater. Fast alles, habe ich gesagt — So ein Wörtchen muſs man niemals überhören. — Es werden Pflanzen, Thiere und Menschen dunkler am Sonnenlicht, wie man jetzt täglich sehen kann.

Carl. Ei, wo denn?

Vat. Da siehe einmal den Apfelbaum dort an.

Carl. Da sehe ich doch nichts.

*) Th. I. S. 217. folg.

Vat. Nicht? Du siehst also nicht an welcher Seite die Aepfel eine dunklere Farbe haben?

Wilh. — Ach ja — da wo die Sonne sie bescheinen kann, sind sie viel dunkler — sie sehen roth aus.

Ther. So ist es auch mit Birnen.

Vat. Mit vielen Pflaumen desgleichen.

Ther. Pflaumen? sehen die denn nicht an allen Stellen gleich blau?

Vat. Mufst du gerade die blauen Pflaumen nehmen? Sieh doch die Reine Claude (sprich: Räne Clod) die Mirabellen, die länglichten rothen Pflaumen an, und siehe, an welcher Seite sie die dunklen Tüpfel haben. —

Wilh. Die Aprikosen waren auch an der Seite nach der Sonne zu, dunkler.

Vat. Und mit den Pfirschen und Weintrauben ists der nämliche Fall. Selbst die blauen Trauben sind an der Sonnenseite dunkler. — Und das ist nicht blos mit den Früchten so; es geht eben so mit andern Theilen der Pflanzen.

Ther. Ja — das hast du uns auch schon gesagt — Die Nelken sind weifs, so lang

sie noch in der Hülle sind, und der Spargel, so lange er noch in der Erde ist.

Vat. Ebenfalls bleibt der Blumenkohl inwendig weiſs — der Stamm des Baums ist auch inwendig weiſs; aber, wenn Bretter daraus geschnitten werden, so werden sie am Sonnenlichte viel dunkler. Da seht ihr warum der Lindentisch, welchen ihr neulich bei der Frau Hellball sahet, ganz dunkelgelb aussah, da doch das Lindenholz anfangs sehr weiſs ist.

Ther. O, auch unsere hölzernen Spielsachen, sind jetzt viel dunkler als im Anfange — aber du sagtest, auch mit Menschen ginge es so?

Vat. Hast du denn noch nie einen Erndtearbeiter angesehen? — Du siehst ihrer doch täglich!

Ther. Angesehen? — Aber ja; sie sehen jetzt viel brauner aus. — Ach darum machen sich ja auch die Schnitterinnen so ein breites Tuch um den Kopf — sie wollen nicht gern braun werden.

Vat. Ganz recht — sie binden es sich deswegen um den Kopf. — Und du Wilhelm,

hast ja neulich die Abbildungen von ganz schwarzen und auch von braungelben und auch von kupferbraunen Leuten gesehen!

Wilh. Das waren Leute, die in Gegenden wohnen, wo es viel, viel heiſser ist als bei uns — und davon sind sie denn auch so gelb und schwarz.

Vat. Allerdings — Sie sind einem viel stärkern Sonnenlichte ausgesetzt. Die Thiere in jenen Gegenden haben fast alle dunkle Farben — Die Löwen, Tiger, Panther u. s. w. Da sie hingegen in kalten Gegenden hellere Farben haben. — In sehr kalten Gegenden gibt es weiſse Füchse, weiſse Haasen — und vom Eisbäre habt ihr ja alle schon gehört.

Ther. Wenn wir nun der Wegewindenranke Sonnenlicht schaffen könnten, würde sie da dunkler werden?

Vat. Wenn sie anders nicht schon zu krank ist — gewiſs. Es wird ein Tag vielleicht dazu hinlänglich seyn. — Macht einmal jenen Laden auf.

Der Laden wurde aufgemacht, die Gartenthüre wurde ebenfalls geöffnet, der Garten-

tisch an eine andere Stelle gerückt, und mit einiger Ungeduld warteten die Kinder den Erfolg ab. — Glücklich war die Ranke gegen den Abend des zweiten Tags viel grüner, und nach einigen Tagen, eben so grün, als die Wegewinde aufser dem Gartenhause.

III.

Carl. Vater, unsere Katze hat einigemale ihre Farbe geändert — sie sieht zuweilen viel dunkler, und zuweilen heller.

Vat. Hat sie die Farbe ihrer Haut geändert oder der Haare?

Carl. Die Farbe der Haare — die Haare giengen ihr dabei häufig aus.

Ther. Das macht, sie war krank. — Sie war gleich krank, als wir dieselbe bekamen.

Vat. Dafs unsere Katze Haare von einer andern Farbe als die vorige bekommen hat, mag wohl bei ihr eine Art Krankheit gewesen seyn, sonst gehen aber auch den gesundesten Thieren zu gewissen Zeiten die Haare aus. So fallen auch zu Zeiten den Vögeln die Federn

aus, und sie bekommen andere dafür, die nicht immer die vorigen Farben haben.

Wilh. Ach ja unsere Hühner, die verlieren alle Jahr einmal die Federn.

Ther. Und unser Hahn hat fast jedesmal alsdann schönere und dunklere Federn bekommen.

Carl. Neulich haben wir auf dem Felde Rabenfedern gefunden, die waren auch wohl ausgefallen.

Vat. Ich glaube es — den Gänsen fallen sie auch aus; und eure Pfauenfedern, die ihr habt, sind eben auch solche ausgefallene Federn von einem wenigstens dreijährigen Pfau; denn vor dem dritten Jahre bekommt dieses Thier seine schönen Federn nicht.

Wilh. Das ist aber doch artig, daſs den Thieren die Federn ausfallen — es wäre wohl besser, sie behielten die alten.

Vat. Meinst du? — Die Vögel fliegen den Sommer über da und dorthin — schlüpfen durch Hecken und Gesträuche, baden sich im Staube, ich meine das nutzt die Federn ab — und da ists wohl so übel nicht, wenn sie neue dafür bekommen.

Wilh. Ja das ist wahr — da bekommen sie also so oft neue Federn, als sie abgenutzt sind?

Vat. Die Vögelarten, welche bei uns im Winter bleiben, bekommen gewöhnlich im Herbste neue Federn — das ist gerade die beste Zeit dazu.

Ther. Warum ist das die beste Zeit?

Vat. Nach dem Herbste kommt der Winter.

Ther. Ei das weiſs ich wohl — aber Vater wie kommst du jetzt darauf?

Vat. Ich möchte doch wissen, in welcher Jahrszeit diese Thiere das dichteste Kleid nöthig haben?

Wilh. O! nun läſst sichs wohl rathen — die neuen Federn sind ihr Winterpelz.

Vat. Winterpelz? — Das könnte man noch viel besser von den neuen Haaren sagen, welche die vierfüſsigen Thiere häufig um diese Zeit erhalten — bei diesen ist es ein wahrer Pelz.

Ther. Nun weiſs ich auch, warum neulich die Köchin das Fell vom Haasen wegwarf! Sie sagte, um jetzige Zeit taugten die

Felle nichts, und niemand würde ihr etwas dafür geben.

Vat. Das ist gewiſs; die Felle taugen erst gegen den Winter. Vorher gehen die Haare leicht los.

Carl. Vater, ich kenne ein Thier, von welchem noch etwas anders ebgeht, als die Haare.

Vat. So? Nun da laſs uns einmal rathen!

Wilh. Ach ich weiſs schon, was du meinst — wir waren neulich bei dem Jäger, in dessen Hause war ein...

Carl. Nein, sey stille! Therese muſs das errathen!

Ther. (besinnt sich) Mir fällt kein Thier bei, welches etwas anders, als Haare verlöre.

Carl. O doch — es ist ein Thier mit Hörnern —

Wilh. Hörner heiſsts nicht — es heiſst Geweihe, wie der Jäger sagte. Er sagte noch, die Jäger littens nicht, daſs man die Hirschgeweihe Hörner nenne.

Ther. Ei! — da hast du es gesagt, — ich wäre nicht darauf gekommen! Der Hirsch ist es.

Vat. Aber wiſst ihr auch wohl, daſs noch andere Thiere ihre Geweihe abwerfen.

Ther. Kennen wir diese Thiere?

Vat. Eins kennet ihr gewiſs — das Thier, welches die Lappländer und andere Völker vor ihre Schlitten..

Wilh. O! das ist das Rennthier.

Vat. Eben so auch das Elenn, oder Elenthier. Alle diese Thiere werfen jährlich ihre Geweihe ab.

Ther. Und der Hirsch bekommt jedesmal ein gröſseres Geweihe.

Vat. Richtig mit jedem Jahre werden mehr Zacken oder Aeste an dem Geweihe — die Jäger nennen das Enden. Nun will ich aber auch Carln etwas zu errathen geben — Was verliert denn der Mensch von seinem Körper?

Carl. Alle Jahre?

Vat. Nein; nur einmal in seinem Leben.

Carl. Nur einmal? — Es fällt mir gar nichts bei?

Ther. Ei das ist leicht — Soll ich es —

Vat. Pst!

Carl. Haare könnens nicht seyn — Geld meinst du doch gewiſs nicht?

Vat. Nein, gewiſs nicht — Geld wächst dem Menschen nicht am Körper!

Wilh. O — du hast erst neulich beim Essen so etwas verloh . . .

Carl. Die Zähne, Vater! die Zähne!

Vat. Ja — aber nur nicht: die Zähne; sondern nur einige Zähne.

Carl. Sieh, das hätte ich nicht geglaubt, daſs noch jemand so etwas von seinem Körper verlöhre.

Vat. Das ist gar nicht so sehr ungewöhnlich. Es giebt noch mehrere Thiere, die zu Zeiten sich auf diese Weise verändern. So werfen die Schlangen jährlich ihre Haut ab, und bekommen eine schönere dafür wieder, mit glänzendern Farben; die alte Haut sieht gewöhnlich bleich aus, und ist welk geworden — Und ihr kennet ja selbst ein Thier, welches sein Schwänzchen abwirft, und niemals wieder bekommt.

Wilh. Da giebts wieder etwas zu errathen!

Ther. Ist es sehr bekannt?

Vat. Jedes Kind kennt es.

Carl. Ist es groſs oder klein?

Vat. Es ist groſs und klein.

Wilh. Vater, das ist ja nicht möglich!

Vat. Gegen den Elephanten oder gegen den Wallfisch ist es sehr klein, aber gegen einen Floh ist es groſs.

Ther. Das will ich glauben — aber ich falle nicht drauf.

Vat. Erst ist es ein kleines Fischchen, wenn es aus dem Ey gekommen ist. Dann verliert es in einigen Tagen die Floſse auf dem Rücken, bekommt einen rundlichen und dicken Leib und ein langes Schwänzchen. So bleibt das Thier wohl ein Vierteljahr oder zehn bis zwölf Wochen, und schwimmt im Wasser umher. Nun erst bekommt es zwei Vorderfüſse und dann noch zwei Hinterfüſse, und indessen fällt der Schwanz ab....

Ther. Nun weiſs ich es.

Wilh. Ich noch nicht.

Vat. Das Thier geht nun ans Land, setzt sich ans Ufer der Sümpfe und Bäche — hüpft überall umher und quackt zu gewissen Zeiten die ganze Nacht —

Carl. Das ist der Frosch! — aber das habe ich nicht gewuſst, daſs er vorher keine Füſse hat, und dagegen ein Schwänzchen.

Vat. Nicht gewuſst? Hab' ich dir denn neulich nicht die kleinen Kaulquappen, oder Kaulpadden gezeigt, in dem kleinen Wasser vor dem Thore?

Carl. Nun besinne ich mich; ja du hast uns damals alles schon erzählt.

Vat. Und von den Krebsen hab' ich euch wohl auch etwas erzählt, was eben so merkwürdig ist.

Ther. Ja Vater, erst neulich, wie wir Krebse assen. Sie bekommen alle Jahre eine neue Schale, und werden gröſser dabei.

Carl. Auch die Scheeren waehsen einigemale wieder, wenn sie sich dieselben im Streit mit andern abbrechen.

Vat. Richtig — Diese Thiere verändern also ihre Gestalt. Aber nun kommt noch eine ganze Menge von Thieren, die mehrmals ihre Gestalt verändern, daſs sie sich gar nicht ähnlich bleiben. Wenn sie vorher kaum haben kriechen können, so können sie nachher fliegen; wenn sie vorher weich waren, so bekommen sie nachher einen Panzer von Horn, und wenn sie vorher auf dem Wasser gewohnt

haben, so leben sie nachmals auf dem Lande, und würden im Wasser ertrinken.

Carl. — Die Thiere sind aber nicht bei uns, Vater? — Wo leben sie?

Ther. Oh! oh! merkst du es denn nicht, was es für Thiere sind — weist du denn nicht was aus einer Raupe und aus einem Engerling wird?

Carl. Nun? was meinst du denn damit?

Wilh. Ei du weiſst es noch nicht? — Die Insekten sinds ja — Die Raupe kriecht, und der Schmetterling, der von ihr entsteht, fliegt; und aus dem Engerling...

Carl. Da wird ein Käfer draus mit harter Schale. — Nun merk ichs wohl!

Ther. Und die Wasserjungfern und Mükken kommen von kleinen Thieren, die erst auf dem Wasser gelebt haben.

Vat. Alles richtig — aber nun wollen wir auch aufhören — denn da kommt Ludwig, und der wird mit euch spielen wollen.

IV.

Carl. Vater, das ist artig! Auf Grohbergs groſsem Hausdache hatte sich eine groſse

Menge von Schwalben versammelt — das hab ich noch niemals gesehen!

Vat. Sie thun es auch nicht eher, als gegen den Herbst, wo sie aus unsern Gegenden fortziehen.

Wilh. Fortziehen? Ziehen sie denn fort?

Vat. Gib nur Acht — in wenigen Tagen wirst du keine einzige Schwalbe mehr sehen, so wie du den ganzen Winter über keine mehr siehst — erst gegen den Anfang des Sommers kommen sie wieder.

Ther. Aber wo ziehen sie denn hin?

Vat. Das kann ich dir nicht sagen — man weiſs das mit Gewiſsheit wohl nur von sehr wenigen Vögeln.

Ther. Ziehen denn noch mehr Vögel... Ja gewiſs ziehen noch mehr fort — man sieht ja im Winter so viele Vögel nicht, die doch im Sommer da sind.

Vat. Ganz recht — den Winter überkönnen nur wenige Vögel bei uns aushalten.

Wilh. Warum nicht? warum können sie nicht aushalten?

Vat. Was fressen denn die meisten Vögel?

Wilh. Fliegen — Mücken.

Carl. Auch viele andere kleine Thiere — Käfer, Spinnen — Schmetterlinge.

Vat. Nun siehst du nicht Wilhelm, warum sie im Winter nicht bleiben?

Carl. Ach das ist ja leicht — die armen Vögel haben ja nichts zu leben — im Winter gibts keine solchen kleinen Thiere.

Ther. Aber sie fressen doch nicht blos kleine Thiere.

Vat. Was denn noch sonst?

Ther. Obst — Früchte — Saamenkörner — aber ja, das ist wahr — das haben sie im Winter auch nicht.

Wilh. Aber die Sperlinge bleiben doch im Winter?

Carl. Auch die Krähen.

Vat. O ja — es sind auch noch manche andere Vögel im Winter bei uns — Meisen, Goldammern, Amseln, Eulen, Rebhühner und noch einige andere. So wenige finden allenfalls noch nothdürftig ihren Unterhalt. Aber wenn nun alle Arten Vögel da blieben?

Ther. O da müſsten sie ja verhungern.

Vat. Und manche würden auch erfrieren müssen — denn nicht alle würden die Kälte in unserem Winter aushalten können.

Ther. Da ziehn sie wohl also nach wärmern Gegenden?

Vat. Ohne Zweifel — nach wärmern Gegenden, und nach solchen, wo sie hinlängliche Nahrung finden — manche dahin — manche dorthin. Manche mögen wohl nicht so gar sehr weit fortziehen — andere hingegen ziehen wohl übers Meer in ganz andere Theile der Erde.

Wilh. Das ist doch aber weit!

Vat. Ja wohl. Sie machen aber auch diese Reise nicht auf einmal, und ununterbrochen hintereinander, sondern sie ruhen gewiſs unterwegs aus, und wo sie Nahrung finden, da bleiben sie einige Tage. Manche Vögel würden wir gar nicht kennen, wenn sie nicht bei ihrem Durchzuge sich einige Tage bei uns aufhielten; z. B. den Krammetsvogel, oder die Wacholderdrossel, und die Weindrossel. Diese kommen aus wärmern Gegenden, und wenn es dann dort kalt wird, ziehn sie wieder nach den wärmern Gegenden hin, und treffen die Zeit recht gut, wo bei uns die Wachholderbeeren reif sind.

Ther. Das ist hübsch — aber finden denn die übrigen auch Nahrung?

Vat. Ob sie auf ihrem Zuge Nahrung finden, willst du wohl fragen? — Ganz gewiſs. Sie stellen ohne Zweifel den Zug zu einer solchen Zeit an, wo in den Ländern, durch welche sie kommen, hinlänglicher Vorrath für sie da ist. — Die wilden Gänse, die Enten, die Störche, die Wachteln, die Schnepfen, die Spechte, die Staaren — sie wissen es alle zu treffen.

Carl. Ei! das sind viele.

Vat. Sie sind es aber lange noch nicht alle — und dann sinds ja auch nicht blos Vögel, welche aus einer Gegend in die andere ziehen.

Wilh. Nicht? Ziehn denn auch noch andere Thiere?

Vat. Allerdings — einige vierfüſsige Thiere wandern ebenfalls aus; und von den Fischen haben viele Arten ihre Züge aus dem Meere in die Flüsse.

Ther. Von Fischen hast du uns schon einmal erzählt; wir hatten gerade Lachs. Da sagtest du, der Lachs käme in groſser Gesell-

schaft aus dem Meere: erst käme ein recht grofser voran — dann zwei — dann drei Im Herbst gingen sie wieder ins Meer, aber die jüngsten blieben im Flusse.

Vat. Ganz recht — und so wie der Lachs aus dem Meere in die Flüsse zieht, so machen es auch andere Fische z. B. die Prikken oder Neunaugen (welche aber eigentlich Amphibien sind), die Strömlinge und andere. In manchen Gegenden kommen die Fische in solcher Menge in die Ströme, dafs man sie mit Schaufeln herausholen kann.

Wilh. Schwimmen sie denn nicht fort, wenn man sie holen will.

Vat. Wie können sie denn? da sie wegen ihrer Menge, so dicht an einander gedrängt sind?

Ther. Da müssen die Fische wohlfeil seyn.

Vat. Ganz gewifs — es ist diefs auch gerade in solchen Gegenden, wo die Menschen sich hauptsächlich von Fischen nähren müssen — es ist ihnen also eine grofse Wohlthat.

Ther. Aber du sagtest, dafs auch vierfüfsige Thiere solche Züge machten?

Vat. Freilich. Manche Arten stellen we-

nigstens in gewissen Gegenden der Erde große Wanderungen an.

Wilh. Warum thun sie das aber?

Vat. Weil es ihnen an Nahrung fehlt. Besonders ist das in Afrika mit manchen Thieren der Fall. Wenn bei der großen Hitze, die dort herrscht, in ganzen Gegenden die Pflanzen verdorrt und die Flüsse ausgetrocknet sind, da müssen sie wohl fort, um sich andere Gegenden zu suchen. Man findet da zuweilen ganze Heerden von vielen Tausenden — es dauert oft über einen halben Tag, ehe ein solcher Zug vorbei kommt. Das ist besonders mit den Gazellen der Fall, welche in Afrika sehr häufig sind. — Ihr habt doch wohl Gazellen abgebildet gesehen?

Wilh. O ja! in unserm Bilderbuche — sie sehen fast wie eine Ziege, und auch ein bischen wie ein Reh.

Vat. Ja ohngefähr so! —

Ther. Die Löwen leben ja von den Gazellen mit; was fressen denn die, wenn die Gazellen fortziehen?

Vat. Das ist gerade die beste Zeit für die Löwen, Tiger, Panther und Hyänen. Die

bleiben dann auch nicht wo sie sind, sondern ziehen hinter drein und würgen tüchtig drunter, da diese Thiere, wenn sie so in gedrängten Haufen ziehn, nicht zu entfliehen im Stande sind.

Ther. Du hast uns aber auch einmal noch von andern Thieren erzählt, die in grofsen Heeren ziehn — es waren, denk ich, Ratten.

Vat. Ganz recht — es ist ein mit der Ratte oder Maus verwandtes Thier — die norwegische Bergmaus oder der Lemming, die von den Bergen herabkommt, und immer in einer geraden Linie fortwandert, und wo es möglich ist, über alles wegklettert. — Aehnliche Wanderungen stellen mehrere Arten von Mäusen an. So wandert auch eine Art Eichhörnchen zu manchen Zeiten aus, und sollen sogar über Flüsse und Landseen setzen, wie es jene Ratten auch thun.

Ther. Ja, Vater, die Ratten können auch schwimmen; aber können das auch die Eichhörner?

Vat. Eigentlich gut schwimmen kann nur die Wassermaus, die du für eine Ratte wirst angesehen haben; die übrigen können nicht lange

im Wasser aushalten. Jene Eichhörner aber schwimmen nicht — sondern sie sollen grosse Stücke von Birkenrinde nehmen, und damit über Flüsse und Seen wegfahren, indem sie den grossen Schwanz ausbreiten, in welchen der Wind sich setzt, und sie auf diese Weise forttreibt.

Wilh. Das möcht ich einmal sehen!

Vat. Da musst du einmal nach Lappland reisen; da wirst du Gelegenheit dazu haben; und wenn du einmal unterwegs bist, so reise auch nach Amerika, um die Wanderameise, und den Landkrebs auf ihren Zügen zu sehen.

Wilh. Wandern die auch, die Ameisen?

Carl. Leben die Krebse auf dem Lande? Ich denke, die wohnen im Wasser?

Vat. Wem soll ich zuerst antworten? — Eine Art Ameisen wandert auch; und einige Arten Krebse leben mehr auf dem Lande als im Wasser. — Sie heissen darum auch Landkrebse.

Wilh. Aber wollen die sich denn auch Nahrung suchen die Ameisen, wie die grossen Thiere — die Gazellen? Ich dächte, die fänden wohl überall genug?

Vat. Wer weiſs auch? Sie gehen in die Häuser, und verzehren Spinnen, Fliegen, Mükken und andere kleine Insekten, und wenn alles aufgezehrt ist, gehen sie weiter. Alle vier Jahre hommt so ein Zug Ameisen, und wird von vielen gerne gesehen.

Ther. Ei da dankt ich schön! — Die Fliegen und Mücken kann man so wohl los werden. — Aber Vater, gehn die Landkrebse auch ihrer Nahrung nach?

Vat. Nein, die nicht. Sie ziehen von den Bergen herunter nach dem Meerufer zu, um dort ihre Eier zu legen, und sie an der Sonne unter dem Sand ausbrüten zu lassen.

Ther. Vater, wie kommen sie denn auf die Berge, wenn sie doch am Ufer des Meers ausgebrütet werden?

Vat. Die jungen Krebse gehen in groſsen Schaaren, sobald sie ausgebrütet sind, nach den Bergen zu.

Wilh. Das mag auch nicht hurtig gehen?

Vat. Freilich nicht — aber sie haben auch Zeit genug.

Carl. Aber — bei uns gibts doch wohl keine solchen Krebse?

Vat. Nein, sie wohnen in Amerika, wie ich schon gesagt habe; aber auch in Afrika, und zwar auf ziemlich hohen Gebirgen. Dort halten sie sich in alten Bäumen, in Felsklüften oder in kleinen Gruben auf, die sie sich selbst graben.

Wilh. Aber die Krebse kann man wohl nicht essen?

Vat. Warum nicht?

Wilh. Ich dächte, die Leute, die dort wohnen, äſsen sie alle auf, oder sie müſsten nicht so gern Krebse essen, wie wir.

Vat. Da, irrst du dich. Es werden ihrer genug gegessen — allein ich denke, die Leute müſsten sie sich eher zum Ekel essen, als daſs sie dieselben rein aufzuzehren im Stande seyn sollten — es sind ihrer zuviel.

Ther. So — sind ihrer denn so gar viel?

Vat. — Allerdings — so ein Zug besteht aus drei groſsen Abtheilungen, die in verschiedenen Tagen hintereinander kommen. Die mittelste Abtheilung oder Armee, welche aus lauter Weibchen besteht, ist gewöhnlich funfzig Schritte breit, und an Dreiviertelstund lang.

Carl. Tausend! wenn die gut schmecken, da könnte man sich satt essen. — Da möcht ich einmal hin!

Vat. Gut schmecken? — Den Leuten dort sind sie wenigstens dann ein Leckerbissen, wenn sie vom Ufer zurückkommen, und nun ihre alte Schale abwerfen. Jetzt da sie ganz nackt sind, werden sie gern gegessen.

Wilh. Behalten sie denn ihre Schale nicht?

Vat. Habe ichs denn euch nicht neulich gesagt, wie wir von den Häuten der Schlangen sprachen, daſs auch unsere Krebse jährlich ihre Schale abwerfen, und eine neue bekommen?

Wilh. Ich glaube nicht — du hast es wohl vergessen.

Ther. O nein — der Vater hat es wohl gesagt; er hat auch gesagt, daſs sie sich ihre Scheeren einander im Streite abbrechen, und daſs sie ihnen wieder wachsen:

Wilh. Ja das ist wahr — nun erinnere ich mich.

Vat. Nun sieh — diese Landkrebse schälen sich denn auch, und zwar bald, nachdem sie vom Ufer zurückkommen. Sie bleiben als-

dann einige Zeit im ebenen Lande, graben sich Löcher in die Erde, und bedecken dieselben mit Blättern oder mit Schlamm, und bleiben eine ganze Woche nakt, und da sollen sie eben sehr fett und wohlschmeckend seyn.

Ther. Bleiben sie denn nun immer im ebenen Lande?

Vat. Nein; sobald die Schale hart genug ist, gehen sie nach den Bergen zurück.

Inhaltsverzeichniß.

1.	Ludwig und Lotte	Seite 1
2.	Die neue Mütze	4
3.	Das verlorne Kind	7
4.	Albertine und die Brüder	10
5.	Die Pfirschen	12
6.	Das neue Kleid	16
7.	Die Apricosen	18
8.	Luisens Ausgang	21
9.	Das verlorne Minchen	23
10.	Der kranke Heinrich	26
11.	Der verlassene Knabe	28
12.	Die jungen Vögel	32
13.	Die Peitsche	35
14.	Fiekchen	37
15	Eduards Pferd	40
16.	Frau Mildheim	43
17.	Ehrenbergs Kinder und ihre Muhme	46
18.	Anton Friedrich und der Onkel	50
19.	Des Seilers Sohn	53
20.	Die Himbeeren	56

21. Karl 60
22. Die Täubchen 65
23. Adelheid und die Kinder 68
24. Die Spielsachen 73
25. Das Morgenbrod 77
26. Das Möpschen 82
27. Dorothee und ihr Bruder 87
28. Die Jahrmarktspuppen 92
29. Die Pflaumen 98
30. Der Birnbaum 103
31. Der unglückliche Wurf 108
32. Die drei Kirschenbäume 113
33. Des Onkels Ankunft 117
34. Die Enten 124
35. Christian 130
36. Die Linde 136
37. Die Reise 142
38. Die begrabene Schwalbe 151
39. Das Hahnenschlagen 159
40. Vater Thalheims Abendgespräche 166

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löhr, Johann Andreas Christian,

Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen

Bd.: 2

Frankfurt am Main 1802

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.143(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301354-6